

HEYNE

AKTUALISIERTE
TASCHENBUCHAUSGABE



Karlheinz
Deschner

DER
MOLOCH

Eine kritische
Geschichte der USA

»Sprecht sanft und tragt immer einen Knüppel bei euch!«

Theodore Roosevelt, US-Präsident 1901–1909

Puritanischer Fanatismus, wirtschaftliches Profitdenken und ein beispielloser Hang zur Selbstlegitimierung: Nicht erst seit den jüngsten Angriffen auf Afghanistan als Reaktion auf die Terroranschläge vom 11. September sind die USA ins Kreuzfeuer geraten. Karlheinz Deschner erläutert in seiner provokativ-kritischen Darstellung der amerikanischen Geschichte, wie der größte NATO-Partner die Rolle einer friedliebenden Ordnungsmacht für sich in Anspruch nimmt und gleichzeitig äußerst suspekte Seiten aufweist: Von der grausamen Kolonisierung der Neuen Welt und der Ausrottung der Indianer bis hin zum Korea- und Vietnamkrieg und der »Operation Wüstensturm« am Persischen Golf legt Deschner alle historischen Fakten kenntnisreich dar, die »god's own country« als gewalttätige, unmoralische und korrupte Nation zeigen.

»Der Schriftsteller und Historiker Deschner ist der wohl kompromissloseste Autor und Denker im deutschsprachigen Raum.«

Die Weltwoche, Zürich

KARLHEINZ DESCHNER

Der Moloch

Eine kritische Geschichte der USA

WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN

HEYNE SACHBUCH

19/859

Dieser Titel ist bereits unter der Bandnummer 19/316 erschienen.

10. Auflage 1. Auflage dieser Auflage

Überarbeitete Neuausgabe 12/2002

Copyright © 1992 by Piper Verlag GmbH, München

Wilhelm Heyne Verlag

Heyne ist ein Unternehmen des Verlagshauses Ullstein Heyne List GmbH &
Co. KG, München

<http://www.heyne.de>

Printed in Germany 2002

Umschlagillustration: Getty Images/John Millar, München und
The Image Bank, München Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kampa

Werbeagentur, München-Zürich

Herstellung: Udo Brenner

Satz: ew print & medien Service gmbh, Würzburg Druck und Verarbeitung:

Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 3-453-86836-6

Inhalt

Vorwort

»The same procedure« ... oder

»The american way of history«

Einleitung

»Das einzigartige Volk« 23

Keine Kriege mehr, bloß große Polizeiaktionen • »... das gesetzloseste Volk der Erde« • »... muss Heuchelei dort weit verbreitet sein« • Die Nation unter Gott

1. Kapitel

Rote Teufel und weiße Heilige 41

Was Montaigne, Samuel Hearne und andere Forscher über die Indianer berichten • Was die Weißen den Indianern und was die Indianer den Weißen verdanken • Ein Pfarrer zahlt 24 Dollar für Manhattan • Habenichtse, Wagehälse, Hasardeure • Die Puritaner gehen an Land • Die Gründungslegende • Intoleranz, Prüderie und Heuchelei • Händel, Bach und die Kentuckybüchse • Brandmarkung der Handteller, Abschneiden der Ohren • Geschichtsschreibung – als habe Hollywood Regie geführt • »Rechte mit der Flinte«

2. Kapitel

»... die Vorhut der Zivilisation« oder

»Root out the Indians!« 79

Die Auslöschung der Powhattans und Pequots • Herr Generaldirektor Krieff träumt vom totalen Krieg • Jede nur ausdenkbare

Scheußlichkeit • Von der »era of good feelings« und der Nacht der Geschichte

3. Kapitel

Die Indianerausrottung

im 18. und 19. Jahrhundert. 93

Die spanische und die britische Methode • »Praying Indians« • Die schmachvollste Vertragsgeschichte der Welt • »Sir, die Audienz ist beendet!« • »... und sie wie wilde Tiere jagen« • Das Ende: Krieg gegen die Cheyennen, Sioux und Apachen • »Kein Tierschutzgebiet für schmutzige Wilde«

4. Kapitel

Die Entstehung der USA 117

Neu-England im Kommen • Der Aufstand der Krämer • Bostoner Massaker und Tea-Party – oder Die Verletzung des Heiligsten • Der Revolutionskrieg für die Reichen • Bruch mit dem Mutterland • Der Dank des Vaterlandes • Die amerikanische Verfassung – ein Staatsstreich der Oberschicht • Vom Recht der Wenigen über die Vielen • Ihr erster Präsident

5. Kapitel

Von Krieg zu Krieg 149

Der zweite und der dritte Präsident • Der Zweite Unabhängigkeitskrieg (1812–1814) • Von Monroe zu Jackson • Sie rauben Texas • Sie rauben Mexiko • Die besondere Einrichtung oder Das Gottesgeschenk • Die Sklaverei und die Bibel • Wie irgendein anderes Tier • Mit Beecher's Bibles zum Bürgerkrieg

6. Kapitel

Der Bürgerkrieg (1861–1865) 183

Die Lincoln-Legende • Ohne Gewissensbisse • Die Sklavenbefreiung • Militärseelsorge oder: »lebe großartig ...« • Der erste »moderne« Krieg • »Gottes Werkzeug der Gerechtigkeit« • Die »Wiedergeburt der Freiheit« – und ihre Kosten • Wer ermordete Lincoln?

7. Kapitel

Blutige Arbeit und blutiges Geld 219

Yankeegeist und Raubbarone • Wie machten sie ihr Geld? • Nur die Lumpen sind bescheiden • Die blutigste Arbeitsgeschichte der Welt

8. Kapitel

An- und Eingriffe in Lateinamerika um 1900 237

Imperialismus als pekuniäre Pflicht • »Liefere Sie Bildmaterial, ich liefere den Krieg« • »... auch für sie ist Christus gestorben« • Gleichschaltung wie unter Stalin • Blutendes, elendes Mexiko • Mit Dollars und Granaten • Kolumbien und der Panamakanal

9. Kapitel

Der große Kriegsgewinnler (1914/18) 267

»... ein Boom von ungewöhnlichen Ausmaßen« • Die Samtpfötchen des Woodrow Wilson • »Wir haben keinen Streit mit dem deutschen Volk« • Kriegshetze und Hexenjagd im Land der Freiheit • Die »Zimmermann-Note« • Das New Yorker Bankhaus Kuhn, Loeb & Co. • Bernard M. Baruch, der Leiter des War Industry Board • Die US-Hochfinanz finanziert die Russische Revolution • Heißer Krieg gegen die junge Sowjetunion • Erst die USA zwangen Deutschland 1918 zu Boden • »Heil Wilson, dem Gerechten!«

10. Kapitel

Von Wilson bis Roosevelt oder:

Vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg 315
»The Roaring Twenties« • W. G. Harding oder »Back to normalcy« • Coolidge oder »Ein Puritaner in Babylon« • Die USA bauen die Sowjetunion mit auf • Das größte Finanzdebakel der US-Geschichte • Amerikas rührende Fürsorge für Deutschland • Die Wallstreet kauft Hitler • John Foster Dulles – eine Milliarde Dollar für den »Führer«

11. Kapitel

Dasselbe Spiel im Zweiten Weltkrieg 361
Ein »Roter« im Weißen Haus? • F.D. Roosevelt heuchelt Neutralität ... • ... und provoziert Deutschland • ... und provoziert Japan • Das Opfer des Präsidenten • Vergnügen mit Stalin • Teheran oder Möglichst viele Deutsche töten • Jalta und ein wenig Aktenfälschung • Massenmörder Truman • »Wie viele Japsee haben wir umgebracht?« • Erträglich, hoch erträglich

12 Kapitel

Kalter Krieg und heiße Geschäfte 421
Die Russen sollen »zur Hölle fahren« ... • ... und die ganze Welt »das amerikanische System übernehmen« • Ein ganz spezieller Schluck für ihre Kehlen • Der Marshall-Plan oder Die Kunst, sich selbst zu beschenken • Wünsche der Manufacturers und Truman-Doktrin • Doch die Russen mussten stets die Bösen sein

13. Kapitel

Von Korea nach Vietnam 453
Der Koreakrieg ... • ... und eine kleine Konjunktur • »I like

Ike!« • Mit John Foster Dulles am Rand des Krieges • Opportunist Adenauer nutzt eine US-Werbeagentur • Eine Gipfelkonferenz platzt • Der militärisch-industrielle Komplex • Kennedy oder Der »Ruf der Trompete« • Das Schweinebucht-Desaster • Die große Kuba- und eine kleine Berlin-Krise • »... wie Abraham Lincoln«

14. Kapitel

Vom Vietnamkrieg bis zum Krieg am Golf 521

Lyndon B. Johnson oder »Gott segne Euch!« • Mafioso Nixon? • Die Verteidiger der Menschenrechte • Ein deutscher Beitrag zum Vietnamkrieg • Nixons Ende, Ford und die CIA • Präsident Carter • Der Hollywood-Präsident • »Die menschliche Rasse ist sehr elastisch, Senator ...« • Mit CIA und Mafia • Sonstige Leistungen • Der Konkursverwalter • Der so genannte Golfkrieg

»Ich bin bekannt für meine Ironie. Aber auf den Gedanken, im Hafen von New York eine Freiheitsstatue zu errichten, wäre selbst ich nicht gekommen.«

Bernhard Shaw

»Ich kenne kein Land, in dem allgemein weniger geistige Unabhängigkeit und weniger wahre Freiheit herrscht als in Amerika«

A. C. Graf de Tocqueville

»Obgleich Amerika immer überzeugt gewesen ist, das Land der Freiheit par excellence zu sein (...) so gibt es doch kein zweites, in dem die Menschen unter einem mehr überwältigenden Zwang leben (...). Man hat einen tödlichen Hass für unzählbare Menschen und reine Seelen (absolute souls).«

George de Santayana

»Ich meine, dass Amerika der größte Misserfolg der Geschichte ist. Es ist ihm mehr, viel mehr gegeben worden als irgendeinem Land der Welt; aber wir haben unsere Seele verloren.«

Eugene O'Neill

»Amerika ist eine Missgeburt.« »Ich hasse es nicht. Ich bedauere, dass Kolumbus es entdeckt hat.«

Sigmund Freud

»L'Amérique? C'est l'évolution de la barbarie à la décadence, sans toucher la culture.«

Georges Clemenceau

VORWORT

»The same procedure« ... oder »The american way of history«

Seit Ende des letzten Golfkrieges, des so genannten zweiten, womit dieses Buch schließt, ist ein Jahrzehnt vergangen, und nun droht ein dritter Golfkrieg. Dabei wurden während des zweiten Krieges am Persischen Golf bei den ersten Attacken der USA und ihrer Komplizen 200 000 Menschen zusammengebombt, dann durch weitere Angriffe und ein stetig fortgesetztes, äußerst effizientes Embargo, durch einen stillen Massenmord, so schätzt man, vielleicht bis zu zwei Millionen Menschen getötet, darunter 500 000 irakische Kinder. Nach ihren Gefühlen befragt, kommentierte die damalige US-Außenministerin Madeleine Albright: »Das ist der Preis«. Das gegenwärtige Haupt der »Neuen Weltordnung« aber avisiert uns inzwischen immer wieder den nächsten, den dritten Golfkrieg, als werde er ein wahrhaft weltbeschenkendes Werk. Und zumindest das Walten der Vorsehung ist wunderbar, scheint es doch, als habe Bush-Vater bei all den Blutopfern am Golf den schlimmsten

Schurken dort nur deshalb überleben lassen, damit Bush-Sohn ihn abermals bekriegen kann (s. S. 361 Mitte).

Anlässlich der zehnten Auflage dieser Taschenbuchausgabe wurde angeregt, wenigstens in einem Vorwort, und sei es auch bloß skizzenhaft, den jüngsten Spuren des »Molochs« zu folgen, was ich umso lieber tue, als dieser seine krummen Wege nur allzu yankeehaft fortsetzt.

Denn die »Neue Weltordnung« ist immer noch die alte! Die Geschichte wiederholt sich. Wiederholt sich, im Wesentlichen, stets und überall. Und seit dem »11. September« ist nicht, wie seinerzeit Schwachköpfe und Situationisten rund um den Erdkreis papageiten, »alles anders«. Es ist genauso. Es ist kein Jota anders. Es ist wie immer.

Zunächst bereinigte man gegen Ende des zweiten christlichen Jahrtausends das Balkanproblem – denn wofür haben wir eine Armee, wie die Außenministerin sagte, wofür steckt man mehr Geld in die Rüstung als die ganze westliche Welt zusammen? Im Kosovo errichteten die USA die größte Waffenbasis seit dem Vietnamkrieg, die Anlage »eines Sprungbretts für künftige Interventionen ...«, nicht nur für regionale. Worum es geht, lehrt ein Blick in den Atlas (die meisten Amerikaner, verrät uns Gore Vidal, der Sprössling der amerikanischen power elite, wissen gar nicht, was das Wort Atlas bedeutet, geschweige denn, sie hätten einen), lehrt ein Blick auf die »neue Seidenstraßen-Strategie«, das heißt auf das ökonomische und geostrategische Interesse der USA, der NATO, an Zentralasien, am Kaukasus, am Kaspischen Meer. Denn dort wartet Beute,

warten Schätze in verlockender Fülle, Uran, Gold, Erdgas und ungeheure Ölvorkommen (schon im Vietnamkrieg spielte das Öl eine große Rolle), mögen es nun 14 oder 30 Milliarden Tonnen sein, »die wahrscheinlich letzten noch nicht angezapften Erdölreserven der Welt«, wie ein Wirtschaftsjournal schreibt.

Einer der wichtigsten Transitwege dorthin führt durch den »Korridor« des Balkans. Und nicht zuletzt deswegen musste Jugoslawien aufgebrochen und zerstückelt werden – Jugoslawien, dieser störrische Riegel auf dem Weg zum Glück, zur ökonomischen Globalisierung, überdies ein Außenseiter der »Völkergemeinschaft«, die Serben eine Rasse des Abschaums, die gar nicht zur »Völkergemeinschaft« zählen.

Dabei leistete Deutschland, die Regierung Kohl/Geneser, Schrittmacherdienste im Verfolgen einer freilich älteren traditionell antiserbischen Teufelei Österreich-Ungarns und des Papsttums. Und 1914 forderte Wilhelm II.: »Mit den Serben muss aufgeräumt werden, und zwar bald. Jetzt oder nie!« Jahrzehnte später suchte Hitler die »serbische Verbrecherclique« endgültig zu beseitigen. Ein halbes Jahrhundert darauf, am 24. Mai 1992, nannte Außenminister Klaus Kinkel die Aufgabe der deutschen Politik: »Wir müssen Serbien in die Knie zwingen«.

Der diplomatische Versuch, die Bundesrepublik Jugoslawien zu destabilisieren, in möglichst viele Gebiete und Gruppen aufzulösen, zu zerbrechen, war durch die USA und Deutschland spätestens zu Beginn der achtziger Jah-

re erfolgt, die faktische Zerschlagung der jugoslawischen Souveränität aber zu Beginn der neunziger Jahre. Deutschland hatte damals Slowenien und Kroatien im Alleingang – gegen EU, UNO, KSZE – anerkannt; Kanzler Kohl konstatierte »einen großen Erfolg für uns«.

Es war der Schritt, der zum Krieg führte, zum Sezessionskrieg, zu einer Reihe von Sezessionskriegen. »Es war das erste Mal«, so seinerzeit ein deutscher Diplomat, »dass Deutschland andere dazu brachte, zu tun, was sie nicht wollten. Wir hatten ein paar Verbündete, nicht sehr viele, plus den Papst.«

Und die USA.

»The war in Bosnia was America's war in every sense of the world«, schreibt Sir Alfred Sherman. »Die US-Regierung sorgte für seinen Beginn, sorgte für seinen Fortgang und verhinderte sein frühes Ende.«

Die US-Regierung aber war auch weiterhin besorgt. Und weil sie besorgt war, folgte dem Bosnien-Krieg der Kosovo-Krieg, dem Kosovo-Krieg der Krieg gegen Serbien, alles – in guter alter Piratenmanier – ohne Kriegserklärung. Und alles traf viel weniger die serbische Armee, deren Attrappen einmal beiseite, als die Zivilbevölkerung, denn man wollte ja humanitäre Hilfe leisten!

Dabei missachtete und verletzte man schwer internationales und nationales Recht, internationale und nationale Verträge, Deklarationen, Konventionen, den Internationalen Pakt über bürgerliche und politische Rechte, den Internationalen Pakt über wirtschaftliche, soziale und kulturelle

Rechte, die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, die Konvention über Verhütung und Bestrafung des Völkermordes, die Haager Abkommen, die Genfer Abkommen, die UNO-Charta, den NATO-Vertrag, die Bundesverfassung und Gesetze der USA, die Grundgesetze anderer Staaten, zum Beispiel das Grundgesetz für die deutsche Bundesrepublik, das deutsche Soldatengesetz, den Zwei-plus-Vier-Vertrag. Und dieses Vorgehen erfuhr zynisch die Rechtfertigung, halt mal weniger *de lege lata* als *de lege ferenda* ausgegangen zu sein, weniger vom bereits geschaffenen als vom erst noch zu schaffenden Recht.

Das alles aber negierte man der humanitären Hilfe wegen. Und eben deshalb auch tötete und verwundete man in einem »Fernkrieg«, einem »feigen Krieg«, ganz nach bewährter US-Methode, tausende Serben, Albaner, Roma, Moslems, Katholiken und andere, wobei nach einer UNICEF-Erhebung jedes dritte Todesopfer der NATO-Bombardements ein Kind war.

Man warf zu Beginn des Überfalls aus 350, gegen Ende aus fast 1200 Flugzeugen, darunter zwei Drittel amerikanische Maschinen, zigtausende von Bomben auf Krankenhäuser, Kirchen, Schulen, Moscheen, Wohnbezirke und dicht bevölkerte Plätze. Der Einsatz von Streu-, Splitter-, Clusterbomben ist an sich schon völkerrechtswidrig, da diese laut UNO-Konvention (1980) zu den »inhumanen Waffen« zählen und seit 1949 ohnehin durch die Genfer Konvention verboten sind. Dabei schließt die NATO selbst nicht aus, dass noch immer bis zu 30 000 »scharfe«, das

heißt nicht explodierte Splitterbomben »auf dem früheren Kriegsschauplatz« liegen – jene nicht mitgerechnet, die wegen der Gefahr der Bomber beim Landen massenweise in der italienischen Adria verschwanden. (UNO-Angaben zufolge verloren nach Ende des Golfkrieges im Irak durch herumliegende Splitterbomben noch mindestens 2600 Zivilisten, zumeist Kinder, ihr Leben.)

Als besonders menschenverachtend erwiesen sich die Angriffe der Verteidiger der Menschenrechte auf die Lebensgrundlagen Jugoslawiens, auf alles, was für seine Bevölkerung einfach unerlässlich war, in der Absicht, diese abzuschneiden von Wasser, Lebensmitteln, elektrischer Energie und medizinischer Versorgung. So ruinierte und zerstörte man systematisch durch Raketenbeschuss, durch Bombardements aus der Luft, wie Ramsey Clark ausführt, Einrichtungen der Nahrungsmittelproduktion und -lagerung, Wasserwerke und landwirtschaftliche Bewässerungsanlagen, Fabriken für Düngemittel und Pflanzenschutz, pharmazeutische Betriebe sowie sonstige für das menschliche Überleben notwendige Objekte.

Auch geißelt Clark, einst Justizminister der USA, dann Organisator von Tribunalen gegen US-Kriegsverbrechen an Bertrand Russels Seite, die zahlreichen Umweltvergehen – zumal die von den Vereinigten Staaten im Kosovo und im übrigen Serbien mit angereichertem Uran eingesetzten Raketen, Bomben und Geschosse radioaktive Substanzen in der Atmosphäre, im Boden, im Grundwasser und damit in der Nahrungskette verbreiten. »Dadurch setzen sie die ju-

goslawische Bevölkerung für Generationen der Gefahr von Tod, genetischen Schäden, Krebs, Tumorerkrankungen, Leukämie und anderen gesundheitlichen Schäden aus.«

Für den kanadischen Wissenschaftler Michel Chossudovsky war deshalb der NATO-Krieg gegen Jugoslawien nicht nur »ein moderner Kolonialkrieg«, sondern auch – so lässt sich Altes und Neues schön verbinden – ein »Atomkrieg niedriger Intensität«. Und Alexander Solschenizyn brachte das Ganze auf den Punkt: Nachdem man die Vereinten Nationen auf den Müll geschmissen und ihre Charta mit Füßen getreten hatte, proklamierte die NATO der Welt für das 21. Jahrhundert »ein altes Gesetz – das des Dschungels: Der Stärkere hat immer Recht«.

Während aber die meisten Serben, vom Westen freilich kaum beachtet, in der Nachkriegszeit in noch tiefere Not gerieten als zuvor, kam der »11. September«, der Tag des terroristischen Angriffs unter bisher noch unbewiesener Führung des angeblich in Afghanistan operierenden Bin Laden auf das World Trade Center, das Symbol westlicher Wirtschaftsmacht. Und nun schrie man auf. Begreiflich. Denn jedes einzelne Opfer war zu viel.

Wer aber kannte die tieferen Ursachen? Wer von all den Aufschreienden kannte die Geschichte dahinter? Die verbrechensreiche Kette durch die Jahrhunderte? Die der letzten Jahrzehnte? Wer weiß schon, dass allein in dieser Zeit von den USA weit über zweihundert Militärinterventionen ohne UNO-Mandat ausgeführt, dass durch ihren Geheimdienst CIA zwischen 1949 und 1987 etwa sieben Mil-

lionen Menschen getötet worden sind? Ein Mitarbeiter von Untersuchungsausschüssen des US-Kongresses hat eine Mordliste der US-Spitzeldienste erstellt, die zwischen 1949 und 1991 mehrere dutzend ausländischer Staatschefs entweder umgebracht oder umzubringen versucht haben; darunter Fidel Castro nach Berichten des US-Kongresses 8-mal, nach kubanischen Angaben 24-mal.

Nicht wenige dieser Leute wurden erst gemästet, dann geschlachtet. Investitionen müssen sich lohnen. Auch Hitler bekam Geld aus der Wallstreet. Auch John Foster Dulles, nachmaliger Adenauer-Freund und US-Außenminister, überbrachte dem »Führer« eine Milliarde Dollar. Zuvor schon hatte natürlich die US-Großfinanz in ihrer Fürsorge die italienischen Faschisten eingeschlossen. Und die Russische Revolution. Wie man ja auch den langen Krieg Iraks gegen Iran und selbst Saddam Hussein in jeder Weise gefördert hat. Und wie sogar Bin Laden und seine Organisation »Al-Qaida« unter der Ägide der CIA ausgebildet und von ihr – sowie dem pakistanischen Geheimdienst mithilfe von Drogenanbau in Pakistan – finanziert worden ist, während seinerzeit US-Präsident Ronald Reagan »mit ihnen für ein Gruppenfoto posierte und sie als moralisches Ebenbild der amerikanischen Gründungsväter hinstellte.«

Erst mästen, dann schlachten.

Vielleicht auch haben gewisse Kreise der USA den Schock des »11. September« besser verschmerzt als so mancher meint? Ich erinnere eindringlich an Pearl Harbor (s. S. 238 f.). Vielleicht kam ihnen die Tragödie, wie die vom

7. Dezember 1941, gar zugute? Afghanistan war ein schöner Anfang, sozusagen. Dann in Kürze wieder der Irak? Ende August 2002, als ich dies schrieb, erklärte gerade US-Vizepräsident Dick Cheney in betonter Übereinstimmung mit der Regierung »einen Präventivschlag« gegen Saddam Hussein für »zwingend notwendig«.

Erleichtert der »11. September« nicht sogar eine unabsehbare Serie von Präventivschlägen? Von Angriffskriegen? Eroberungskriegen? Raubkriegen? Überall da, wo es den USA passt? Wo der Terrorismus durch Staatsterrorismus ausgerottet werden kann, angetrieben von immer offenkundigerer Gier, einem hypertrophen Größenwahn, einem schamlosen Schlachter-Kapitalismus, der doch allzu sehr an das Marx-Wort erinnert: »Das Kapital hat ein Grauen vor Abwesenheit von Profit, wie die Natur vor der Leere. Zehn Prozent und man kann sie haben. Zwanzig Prozent und sie werden lebhaft. 50 Prozent positiv waghalsig. Für 100 Prozent stampft man alle menschlichen Gesetze unter den Fuß. 300 Prozent und es gibt kein Verbrechen, das man nicht wagt, selbst auf die Gefahr des Galgens.«

Wobei die Galgen freilich für ihre Gegner vorgesehen sind. Der Welt aber drohen immer größere Armut, soziale Apartheid, Rassismus, ethnische Zwietracht; und dem eigenen Land schließlich stets neue Katastrophen auf dem Arbeits- und Aktienmarkt, Pleiten über Pleiten, immer weitere Enthüllungen zumal über Konzerne von geradezu ikonenhafter Reputation, Durchstechereien, Anlegerbetrug, Bilanzfälschungen, Gaunereien schändlichen Aus-

maßes. Auch 200 Millionen Schusswaffen der US-Bürger schützen davor nicht. Aber eine riesige Massenverblödung erleichtert vieles.

Die indische Autorin Arundhati Roy hat die internationale Koalition gegen den Terror pointiert als Intrige der reichsten und mächtigsten Länder bezeichnet: »Sie produzieren und verkaufen fast alle Waffen der Welt, sie besitzen den größten Bestand an chemischen, biologischen und nuklearen Massenvernichtungswaffen. Sie haben die meisten Kriege geführt, sind die Hauptverantwortlichen der modernen Geschichte für Völkermorde, Unterwerfungen, ethnische Säuberungen und Menschenrechts Verletzungen, haben ungezählte Diktatoren und Despoten gefördert, bewaffnet und finanziert. Sie huldigen einem Kult der Gewalt, sie haben den Krieg förmlich zum Gott erhoben.«

Die Schriftstellerin erinnert an die gewaltigen Gasvorkommen und Ölreserven in dem an Afghanistan angrenzenden Turkmenistan, erinnert daran, dass sowohl Präsident George Bush Junior als auch Vizepräsident Dick Cheney ihr Vermögen der Ölindustrie verdanken, und ruft ins Gedächtnis, dass die Sowjetunion und Amerika seit mehr als zwei Jahrzehnten Kriegsmaterial im Wert von etwa 45 Milliarden Dollar nach Afghanistan schafften – und dass in dieser Zeit eineinhalb Millionen Afghanen ihr Leben verloren. Und sie zitiert Präsident Bush: »Wir sind eine friedliche Nation ... Dies ist unsere Berufung. Die Berufung der Vereinigten Staaten von Amerika. Der freiesten Nation der Welt. Einer Nation, die sich auf fundamentale

Werte gründet, gegen Hass, gegen Gewalt, gegen Mörder und gegen das Böse.«

Doch während man einerseits, die »Staatengemeinschaft« hinter sich, voranprescht und blutig die Hauptgewinne einstreicht, schließt man sich andererseits strikt aus. Denn obwohl die USA der größte Umweltverbrecher sind, obwohl sie verantwortlich zeichnen für ein Viertel aller CO₂-Emissionen (bei fünf Prozent der Weltbevölkerung) und für einen neunmal höheren Pro-Kopf-Verbrauch an Benzin als der Weltdurchschnitt, ignorieren sie jede neue Regelung zum Schutz von Klima, Natur und der so genannten Drittweltländer; und dies trotz drastischer Verschlechterung der sozialen und ökologischen Lage rund um den Globus. Auch boykottieren sie das neu gegründete Weltstrafgericht (ICC), ein für die Ahndung von Völkermord und anderen Kriegsvergehen zuständiges Tribunal. Jeden einzelnen ihrer Soldaten wollen die USA – wie begreiflich – einer gerechten Strafjustiz entziehen, sie wollen Generallimmunität für alle Schandtaten, die sie begehen. Kurz, im Frieden wie im Krieg: keinerlei Beschränkung ihrer nationalen Souveränität und globalen »Handlungsfreiheit«.

Als die *Süddeutsche Zeitung* 1999 in einem Interview den amerikanischen Schriftsteller Gore Vidal, Verwandter eines früheren US-Präsidenten und eines US-Vizepräsidenten, fragte, ob er den Abbruch seiner eigenen politischen Karriere nicht bedauere, könnte er doch heute statt seines Cousins Al Gore der nächste Präsidentschaftskandidat der Demokraten sein, erklärte er dies für unmöglich:

»Weil ich das ganze System ablehne. Es ist durch und durch korrupt.«

EINLEITUNG

»Das einzigartige Volk«

Der Moloch – das ist laut Bibel der Gott der Bösen, der Gott der Kanaaniter, Ammoniter, der Götze, dem man Menschen schlachtet. Der Moloch – so definieren unsere Wörterbücher – ist jene Macht, die unersättlich Opfer heischt, immer neue Opfer, die alles zu verschlingen sucht. Der Moloch – das können also nicht sie sein, sie, das Heil, das Licht der Welt, »das helle Leuchtfeuer der Hoffnung«, das »ausgewählte Volk«, »das Volk Israel unserer Zeit«, das »neue Jerusalem«, das seine »manifest destiny«, seinen göttlichen Auftrag hat, als Vormund der Menschheit, als Führer zur Vollkommenheit, als etwas ganz Edles, Besonderes, über alle Länder Erhobenes und Erhabenes.

Doch all dies nicht etwa zu ihrem Segen nur, zu ihrem Vorteil und Profit, oh nein, zum Heil und Vorteil und Profit der ganzen Welt. Und das, obwohl die Welt doch rundum übel, verrottet ist, Verbrechen über Verbrechen häuft, obwohl sie Spitzel umherschickt, Terroristen stützt, kleine, große Konflikte schürt, Weltkriege entfesselt und die besten aller Staaten mit Kokain überschwemmt: sie, die Edelauslese der Nationen, »das einzigartige Volk« (Hermann Melville), das zwar, gewiss doch, auch Schwächen hat, Minimaldefekte sozusagen, beiläufige Schatten bloß in seiner lauterem

Geradheit, Unschuld; während das Ausland, das lernen ihre Kleinsten schon, immer schuldig ist und eben deshalb von seinem Dreck durch sie gesäubert, erzogen, verschönt, mit ihren Idealen veredelt werden muss. Denn sie, sie bestehen darauf, nie Kolonien gehabt zu haben, sie, die Unabhängigen, sie wollen auch andere nicht abhängig, sie, die Freien, sie wollen auch andere nicht unfrei machen, nein. Stets Bewacher nur der Welt sind sie, Beschützer, Retter, wahre Engel der Gerechtigkeit. Der Teufel, nun, das war zuletzt der Russe. Doch gibt's der Teufel viele, die Fülle, und sie nehmen gar mannigfache Formen, Verkörperungen, Nationalitäten an ... Nur einer bleibt fast immer rein: der Yankee.

So war es stets. So ist es noch. Kaum einer ihrer Präsidenten, der das nicht klar erkannt, der Welt nicht klar bekannt, beteuert hätte.

Keine Kriege mehr, bloß große Polizeiaktionen

Schon für John Adams (1797–1801), ihren zweiten Führer, sind die USA »ein herrlicher Plan der Vorsehung«, ganz offenkundig bestimmt, den Teil der Menschheit, den Sklaverei noch knebelt, aufzuklären, frei zu machen. Nicht durch Krieg, oh nein, den führt ein Adams nicht. Rein defensiv bloß geht er gegen die bösen Franzosen vor und verliert so in einem Jahr mehr als 300 Kriegsschiffe.

Unter Thomas Jefferson, dem Nachfolger (1801–1809), der an den ewigen Frieden glaubt, der den Krieg überhaupt besei-

tigen will, wird am 16. März 1802 denn auch eines der ehrwürdigsten Kulturinstitute der Menschheit errichtet: die Militärakademie von West Point. Und jahrelang wird der Pascha von Tripolis bekämpft, der seinen Tribut erhöht, sodass auch Jefferson, leider, leider Kriegsschiffe ins Mittelmeer schicken muss. Ist doch, so Jefferson, Gründer gleichsam der Demokratischen Partei und einer der gefeiertsten, folgenreichsten Redner seiner Zeit, die »Bewahrung des heiligen Feuers« den Vereinigten Staaten anvertraut; »und Funken«, schreibt Jefferson, »die von ihm sprühen, werden immer dazu dienen, es in anderen Bereichen des Erdkreises zu entfachen.« Vier Jahre Tripolis-Krieg also. Doch führt ihn der Präsident nur wegen des Friedens, der schönen »Funken«. Gibt er Feuerbefehl nur wegen des »heiligen Feuers«. Zwar verachtet er mitunter die Alte Welt ein bisschen. Aber bloß weil die Neue so viel besser ist, weil Europa beispielsweise »keinen Herrscher« hat, »dessen Talente oder Verdienste ausreichen würden, ihm auch nur den Anspruch auf eine Stellung in einem amerikanischen Kirchspiel zu verschaffen.« So ist das.

Jefferson, mit George Washington, mit Abraham Lincoln einer der wichtigsten Begründer der modernen US-Gesellschaft und Gedankenwelt, wünschte, »ein Ozean voll Feuer würde zwischen uns und der alten Welt liegen.« Doch konnte er auch wieder generöser sein und dann dem »alten Europa« gestatten, sich auf die starken Schultern Amerikas zu stützen, »um so gut es kann, gefesselt an Pfaffen und Könige, neben uns herzuhumpeln.« Ein Samariter. Ein Edelmensch. Ein Halt wollte er dem alten, elenden, unter Pfaf-

fen und Königen krankenden Kontinent sein, ein Helfer auf dem Weg in bessere Zeiten. Und so empfahl er in *A Summary View of the Rights of British America* Seiner Majestät König Georg III. von England Liberalität und Fortschritt – er, Jefferson, der dritte Präsident der USA und Besitzer von 200 schwarzen Sklaven, die er Abend für Abend zählen ließ; er, Jefferson, der sich regelmäßig mit einer seiner Sklavinnen, der attraktiven Sally Hemings, ergötzte. So zerschlug er die Rassenschranken und rief, während man allüberall in seinem Staat die Sklaven noch in Eisen legte: »Amerika wird für die Welt ein Signal sein, das die Menschen aufruft, die Ketten zu brechen ...«

Der Jeffersonismus setzte sich in ihren Edelköpfen fest. Amerika war friedlich. Es führte keine Kriege. Es stellte allenfalls, wenn es denn sein musste – und oft musste es sein, je größer es wurde, desto mehr –, die Ordnung wieder her. Nicht durch Kriege, durch Kreuzzüge, Katastrophen, oh nein. Durch große Polizeiaktionen sozusagen. Als Freund und Helfer aller. Als Ordnungsmacht. Immer gab es gute, beste Gründe zum Eingreifen, Schlichten, zum Friedenstiften gleichsam. Und natürlich greift man bloß ein, wenn alle humanen Mittel am bösen Feind versagen. Derart beginnt man 1812, nur kurz nach dem Tripolis-Krieg, den Krieg gegen England für die »Freiheit der Meere«. 1845 kämpft man gegen Mexiko für »die Zivilisation«. 1861 führt man den Bürgerkrieg für »die Einheit«, 1898 den Krieg gegen Spanien für »die Demokratie«. 1917 und 1941 streitet man gegen Deutschland und für den »Weltfrieden« schlechthin.

»... das gesetzloseste Volk der Erde«

Natürlich intervenieren die USA in ganz unterschiedlicher Weise. Das hängt vom Regierungssystem der anderen, ihrem ökonomischen Zustand ab, dem Grad ihrer Stärke oder Schwäche. Je beeinflussbarer, unselbständiger, je machtloser sie sind, desto massiver, rücksichtsloser werden gewöhnlich der Druck, die Drohungen, die Strafmittel Washingtons sein.

Denn seit es die USA gibt, schützen sie mehr die Gewalt, als dass sie vor Gewalt schützen. Wenig kennzeichnet sie mehr. Gewalt grassiert dort seit Anbeginn. Alles verdankt man ihr. Farm, Stadt, Staat, Nation, sie kamen bereits durch Gewalt und nichts als Gewalt zustande, sieht man vom Betrug ab. Alles ist ein Produkt von Eroberung und Krieg. Alles entstand durch einen riesigen Raubzug, wie ihn die Geschichte noch kaum gekannt, entstand durch Kriminalität und nichts als Kriminalität, wenn man auf das Wesentliche, das Ausschlaggebende dieses Werdegangs blickt.

Das Recht wurde kontinuierlich ignoriert, verachtet. Gewalt aber war beliebt, sie galt als männlich, als schön, sie wurde epidemisch verbreitet. Was war, was ist die allgemeine, die »nationale Attitüde« der USA? John Brademas, Präsident der New York University, skizziert sie so: »Nimm, was du für dich selbst nehmen kannst, und nimm es, solange die Gelegenheit da ist.«

In der Tat: alles war eine einzige Aufforderung für sie zuzugreifen und ihr »Glück« zu machen. Und während

die »pioneers«, die »settlers« lahm legten, ausschalteten, auslöschten, was ihnen in den Weg trat, was sie vorfanden – nicht nur die Ureinwohner, die sie um alles brachten, nicht nur die Natur, die sie einzig und allein um ihres Profites willen ausplünderten, sondern auch ihre christlichen Nächsten, ihre Mitbewerber –, war jeder von ihnen, vielleicht mehr als irgendwo auf der Welt, sich selbst der Nächste. Und jeder sonst war Rivale, war Feind und rücksichtslos zu bekämpfen, trat er dem eigenen Egoismus zu nah. »You are on your own, man«, hieß es da von Anbeginn. Und »Be what you want to be.«

Diese Nation war, seit ihrer Entstehung, um mit dem US-Historiker Henry Steele Commager zu sprechen, »das gesetzloseste Volk der Erde«. Und sie blieb es. Der gewalttätige Kampf hatte sich viel zu sehr eingebürgert, hatte viel zu sehr Erfolg, als dass man bei dem verzehrenden Streben nach Profit, nach Profit um jeden Preis, darauf verzichten konnte und wollte. Ist es doch sprichwörtlich seit den Tagen der »robber barons«, der »Raubbarone«, dass es »kein großes Vermögen gibt, hinter dem sich nicht ein Verbrechen verbirgt«. Und selbst dies, was für ein Euphemismus noch – als stünde hinter einem großen Vermögen nur *ein* Verbrechen!

Ja, alles war eine einzige Aufforderung für sie zuzugreifen und ihr Glück zu machen: durch Ausbeuten und Ausmorden der Indianer, vom »Western«-Film dann tausendfach verkitscht, verklärt; durch Vertreibung der Holländer, Briten, Spanier, Franzosen; durch die Greuel des

Bürgerkriegs. Und mit dauernden Bluttaten, Gewaltakten setzt ihre Geschichte sich fort, nach den »Selbstschutzmaßnahmen« der Siedler mit den Arbeitskämpfen, den Brutalitäten der Polizei und den Brutalitäten gegen die Polizei, mit Justizmorden, Lynchmorden, mit förmlichen Familienkriegen, kurz, so der amerikanische Historiker Richard Maxwell Brown, »Patrioten, Humanisten, Nationalisten, Pioniere, Grundbesitzer, Farmer, Arbeiter und Kapitalisten – alle haben sie Gewalt als Mittel zum höheren Zweck angewendet.« Mit vergangenen Zeiten allein hat das nichts zu tun. So geht es weiter, Brown selbst nennt es »unabweisbar, dass wir eine unverbesserlich gewalttätige Nation sind.«

Zur Gewalt aber kommt als eigentliches Merkmal ihrer Geschichte: Ein Expansionsdrang ohnegleichen, eine unersättliche Gier nach Land, Macht, Märkten, ein Hunger, der die Yankees über Kontinente und Ozeane treibt, weshalb sie die Eingeborenen ausrotten, weshalb sie Louisiana von Frankreich, Florida von Spanien, Alaska von Russland erwerben, weshalb sie gewaltige Gebiete von sich abhängig machen, durch diplomatischen und monetären Einfluss, durch private Investitionen, Staatskredite, wirtschaftliche Sanktionen, durch eine Politik der Darlehen, um Empfänger noch mehr zu binden, durch Errichtung militärischer Stützpunkte, durch Drohungen, durch den Einsatz von Waffen zu Wasser, zu Land, in der Luft, durch Krieg im Norden, im Süden.

Keinem Kolonialismus wollten sie frönen, wie die entmenschten Europäer. Aber polypenartig streckten sie ihre

Raubarme aus nach allem, was mehr Macht, mehr Reichtum versprach, was Zugang zu profitablen Absatzmärkten, zu Rohstoffgebieten verschaffte, nach den Plantagen Mittelamerikas, den Ressourcen Lateinamerikas, den Ölquellen Saudi Arabiens. Man braucht Kupfer aus Chile, Jute aus Indien, Kautschuk aus Indonesien. Man ist geschäftig, gefräßig, verschlingend. Fast nichts noch im entlegendsten Erdwinkel, das der Moloch nicht in seinen Einflussbereich zerzt, fast nichts, was seiner Einflussnahme Grenzen setzt. Er schickt seine Truppen aus und seine Diplomaten, seine Missionare und Bankiers. Er scheut keine fromme Phrase, keine Lüge, kein Drohen und kein Diffamieren, keine Bestechung, keinen heimtückischen Mord, keine noch so blutige Intervention und keine noch so schmutzigen Geschäfte, nichts. Man schützt Dienst, uneigennütigen Dienst, an der internationalen Ordnung vor (einer ohnedies bloß äußeren Ordnung), agiert in Wirklichkeit aber nur nationalistischer Ziele, nur der eigenen Macht, des eigenen Vorteils wegen – warum auch sonst!

Dabei war selbst einem Jefferson klar, dass auch Amerika schlimme Tage, sogar Kriege drohen, dass der »Baum der Freiheit von Zeit zu Zeit mit dem Blut von Patrioten und Tyrannen begossen werden muss!« Doch wie immer die Dinge in »Gottes eigenem Land« auch standen – und sie standen generell schlimm für viele, oft grauenhaft, gekennzeichnet durch Bürger-, Banden-, Indianerkriege, durch Negerverfolgung, Gewaltkriminalität, durch Arbeitslosigkeit, Wirtschaftsbankrotte, Rüstungsskandale, durch Be-

amtenkorruption – immer wusste sich die Nation von Gott berufen, als Vorbild für alle und bestimmt zur Führung der Welt.

»... muss Heuchelei dort weit verbreitet sein«

Schon Mitte des 19. Jahrhunderts sah US-Finanzminister Robert Walker die Expansion der Vereinigten Staaten von einer »höheren Macht« geleitet, sah er dies große und glückliche Land als Modell »für alle Nationen« erwählt. Und ähnlich erschienen Präsident Woodrow Wilson (1913–1921) die USA durch die Vorsehung »zur einzigen idealistischen Nation auf Erden ausersehen« und mit dem »Vorrecht« begnadet, »die Welt zu retten«. Fast mit der Attitüde des biblischen Jesus in dem – gefälschten – Taufbefehl bei Matthäus – darum gehet hin und lehret alle Völker – animiert Wilson im Weißen Haus US-Unternehmer: »... und dann gehen Sie hinaus in die Welt, verkaufen Sie Güter, mit denen die Welt glücklicher werden kann, und bekehren Sie die Welt zu amerikanischen Prinzipien.«

Denn nie denken sie nur an das eigene Land, in dem es bekanntlich von Armen wimmelt, von Armeen von Armen, in dem die Unterschiede zwischen Reich und Arm größer sind als irgendwo sonst. Nein, sie denken generös stets an den ganzen Planeten (mitunter gar, im »Krieg der Sterne«-Projekt etwa, darüber hinaus). So versicherte Präsident Johnson den Völkern, seine ganze Kraft »der Schaffung

einer großen, weltweiten Gesellschaft zu widmen, in der alle Menschen vom Hunger befreit und gegen Krankheit geschützt sind, in der sie sich geistig entfalten können und nicht mehr der Entwürdigung durch körperliches Elend ausgesetzt sind.« Nicht genug, der Präsident wollte sogar die Trennung in reiche und arme, in weiße und farbige Völker gänzlich aufheben ... Der »American way of life« soll die Welt genesen lassen mit Lucky Strike, mit Ketchup, mit Coke und Pop und Rock und anderen Ausgeburten ihrer geistigen Überlegenheit. Mit Raketen.

Fast durch das ganze 20. Jahrhundert beanspruchen ihre Präsidenten die Führung der Welt, gelegentlich auch unter der Flagge des Evangeliums. Ja, weil, wie Woodrow Wilson betont, sogar Jesus Christus die Welt nicht gerettet, nicht bisher jedenfalls, schlägt er, Wilson, ein »praktisches Schema« der Nachfolge Jesu vor, eine gute, die beste Sache, Jesu Ziel zu erreichen. »Ich weiß, dass die ganze Welt ihr Herz verliert, wenn sich Amerika weigert, ihr den Weg zu weisen ... Wir können nicht zurück ... Wir folgen der Vision. Dies ist, wovon wir seit unserer Geburt träumten: Amerika soll in Wahrheit den Weg weisen ... Amerika wurde geschaffen, um die Welt zu führen.«

Um aber dies Ziel, Jesu Ziel, zu erlangen, beansprucht Wilson für die USA (nicht nur einmal) das Recht von Gewaltanwendung – natürlich bloß der Freiheit, des Guten, Schönen, der Menschenrechte wegen. »Wenn Menschen die Waffen ergreifen, um andere Menschen zu befreien ..., dann ist der Kriegszug heilig und gesegnet. Ich will nicht

nach Frieden rufen, solange es in der Welt die Sünde und das Böse gibt.«

Ja, solange Sünde und Böses hier herrschen, ist Frieden selber Sünde, braucht man den Krieg. Nur um den Frieden zu schaffen, versteht sich, Frieden und Gerechtigkeit. Das wusste auch Wilsons Vorgänger Theodore Roosevelt: »Am Ende kann der zivilisierte Mann nur Frieden finden, wenn er seinen barbarischen Nachbarn unterdrückt.« Und in diesem Sinn, dem hehrsten und nur scheinbar verheerenden, fordert auch Atombombenwerfer Truman 1952 für die Macht des Guten die »Führungsrolle«, die »Gott der Allmächtige uns anvertraute«. Doch habe Amerika, das »helle Leuchtfeuer der Hoffnung«, so Präsident Kennedy, auch »das Recht auf die moralische Führung dieses Planeten«. Und, versichert Watergate-Strolch Nixon, seine »Nation unter Gott« könne auch »der Welt geistige Führung geben ...«

Politische, moralische, geistige Führung – fehlt da nicht immer noch was? Die geschäftliche vielleicht? Oh nein. Die religiöse Seite der Sache fehlt natürlich; das heißt sie fehlte, träten die US-Menschheitsbeglückter nicht auch als Weltmissionare auf, nicht zuletzt in allen Kriegen. Denn gerade da muss Gott, der Allgütige, mitkämpfen, dabei sein, bei viel geringeren Nationen schon, bei ihnen aber besonders. Bei ihnen, höhnt der Franzose Julien, spielt Gott »die Hauptrolle in diesem großen Kampf um die Freiheit«. Und da bei ihnen sogar »das Staatsoberhaupt gläubig« ist, schloss Juliens berühmter Landsmann bereits, der Historiker A.C. Graf de Tocqueville, der »démocratie en Amérique« immerhin

vier Bände widmend, »muss Heuchelei dort weit verbreitet sein.«

Natürlich braucht Nordamerika heute Raketen und Atombomben, das Beste vom Besten – das schafft Arbeitsplätze (und schließlich, im Ernstfall, schafft es auch Raum, viel Raum auf dieser ohnehin immer engeren Welt). Und stets schon brauchte man Handel und Wandel, stets auch ein bisschen Krieg – »a nice little war«! »Der Welthandel muss uns gehören«, verlangt schon US-Senator Beveridge. »Mit unseren Handelsschiffen werden wir die Ozeane befahren, und werden eine Kriegsmarine schaffen, die unserer Größe entspricht.« Und unmittelbar darauf – denn Handel, Krieg und Religion kohärieren da noch inniger als anderwärts: »Das amerikanische Gesetz, die amerikanische Ordnung, die amerikanische Zivilisation werden an jenen Ufern Wurzeln schlagen, die bis heute blutbesudelt waren und in der Finsternis der Unwissenheit leben, doch sie werden gesegnet und glücklich sein unter dem Wirken dieser Kräfte, die aus Gott fließen.«

Die Nation unter Gott

Wirklich erfüllt ein erhabener Messianismus ihren Geist und ihre Welt – besonders aber ihren Wortschatz. Wie fast nirgendwo versteht man es da, die Politik, die Geschäfte, den Frieden und den Krieg in würdige Worte zu wickeln – Neville Chamberlain, der britische Premierminister, meinte

gar immer wieder, dass US-Politik bloß aus »Worten« bestehe. Ja, nirgends auf Erden – Rom ausgenommen – versteht man es so, alles und jedes derart auf hohle Phrasen zu pflöpfen, dass jeder, der da nicht mitspielt, der Zweifel bekommt, Verdacht schöpft, sich wie ein Schuft vorkommen muss.

Mit hehrsten Gedanken begleiten US-Präsidenten ihr Tun, ihre Taten oder Untaten (hier meist identisch), mit ausdrücklichem Bezug auf Gott, die Bibel, das Christentum – von Benjamin Franklin, der göttlichen Beistand erfleht für das Gelingen einer Krämer-Revolution, über McKinley, der zur Eroberung der Philippinen auszieht, um sie »zu christianisieren«, bis zu dem Atombombenschmeißer Truman, der in der Bibel »die Grundlagen« der amerikanischen Verfassung erblickt: bis zu dem Vietnamkämpfer und »Jünger Christi«-Mitglied Lyndon B. Johnson, der »nie einen Trennstrich« ziehen lassen will »zwischen der Macht, die wir besitzen, und Gott, der tief in unseren Herzen ruht«; bis zu dem Ganoven Nixon, der seine Nation die »Nation unter Gott« nennt; bis zu dem Hollywood-Mimen Reagan, der die USA als »goldene Hoffnung für die ganze Menschheit« feiert, als »die letzte große Hoffnung des Erdenmenschen«; der behauptet, dass »Gott, der seine Gnade auf dieses Land gießt, immer auf uns blickte und uns als das Land führte, das das Land der Verheißung ist«, »das Land, das nie dafür bestimmt war, das zweitbeste Land zu sein«. Und warum? Auch das wusste der Schauspieler: »Weil die Amerikaner weitaus religiöser sind als die Menschen in anderen Ländern.«

In der Tat, die Nation, die egoistisch und materialistisch ist bis zum Extrem, zum Exzess, sie ist auch »religiös« wie kaum eine zweite.

Der Egoismus ist hier noch heiliger als anderwärts. Und zugleich wird Tugend groß geschrieben und Gottesfurcht, wie nirgends. »Jeder für sich und Gott für uns alle«. Gott darf, wie im Krieg, so auch beim Krieg im Frieden, nie vergessen werden. Das bekommt zumindest den Begüterten eines Staates, in dem ein halbes Prozent der Reichsten zweieinhalb mal mehr besitzen als 90%, 212 Millionen, Sonstiger.

94% der US-Bürger glauben an Gott, 89% beten regelmäßig und 88% halten noch heute die Bibel für Gottes Wort – ein hoher Intelligenzsausweis. Zwei Drittel der Erwachsenen wissen sich »im Glauben neu geboren«. Und noch etwas mehr als zwei Drittel sind überzeugt, später »in den Himmel zu kommen«. 40% eilen einmal wöchentlich zur Kirche oder Synagoge. Gleichwohl werden Religionsfragen in der Presse meist nicht diskutiert. Es gibt zu viele Kirchen und Sekten (nur ein Unterschied im Wort natürlich, nicht in der Sache), denen man dabei zu nahe treten und sich selbst das Geschäft, das Zeitungsgeschäft, vermasseln könnte.

Denn das Geschäft, jedes Geschäft, geht noch über die Religion; nur sagt man das nicht, doch jedermann weiß es. Und jedermann weiß auch oder sollte es wissen, dass auch die Religion ein Geschäft ist, ein in ganz USA unbestritten wichtiges Geschäft. Sie gehört zur Aufrechterhaltung des Ganzen, der so genannten Ordnung und so genannten

Moral. Zwar gibt es keine Staatskirche – die letzten Einzelländer verloren den Charakter als Staatskirche im früheren 19. Jahrhundert. Doch alle Kirchen genießen Steuerfreiheit. Denn alle machen sich um den Staat verdient: sie verkündigen die Heilsbotschaft, das Christentum.

Schon nach dem Ersten Weltkrieg belebten dort clevere Kleriker das geistliche Leben selbst durch Bastelkurse, Sporthallen, Schwimmbäder. In Büchern suchte man Christus als gerissenen Geschäftshai attraktiv zu machen, etwa in Bruce Bartons *The Man Nobody Knows* (1925). Und offenbar trafen hier auch Episteln nach Art von Werbespots mitten ins Herz, beispielsweise eine Predigt über die hl. Dreifaltigkeit, betitelt: *Three-in-One Oil*. Yankees haben Geschmack. Die Welt weiß es.

Auch ohne Staatskirche sind diese Kirchen, besonders die großen, eng mit Staat und Politik verfilzt.

Es gibt bei Heer, Luftwaffe und Kriegsmarine Militärgeistliche, die auch von den Streitkräften bezahlt werden, von einer Armee, in deren Reihen noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von 387 befragten Rekruten nur 229 wussten, dass es ein Altes und ein Neues Testament gibt. Und 204 konnten keinen einzigen Namen der Apostel Jesu nennen. Ein Atomunterseeboot aber taufte man »Corpus Christi«, eine Raketen-Generation (an sich schon eine vitale Prägung) »peace-maker«. Sogar im Senat und Repräsentantenhaus gibt es einen Stab von Parlamentsgeistlichen. Und zumindest nach außen sollen US-Präsidenten eine gewisse »Frömmigkeit« bekunden; das

ist nur vorteilhaft. Nicht wenige bekannten sich so ganz deutlich zu ihrer »Religion« – unter den neueren etwa Eisenhower, Kennedy, Ford, Carter, letzterer ein »Wiedergeborener Christ«.

Nun wechseln zwar viele US-Bürger mehrmals im Leben die Kirche, doch stets selbstverständlich aus Überzeugung. Und wenn auch nach Will Herberg, dem Religionssoziologen, mehr als die Hälfte aller »religiösen« US-Amerikaner beteuern, ihr Glaube habe »auch nicht den geringsten Einfluss auf ihr wirtschaftliches und politisches Denken und Handeln«, so steht doch fest – und nur dies interessiert hier –, dass Gott bei all ihren Großunternehmungen einfach dabei ist.

Was immer sie bei ihren Interventionen, Expansionen, Annexionen taten und tun, es geschah und geschieht mit Gott dem Herrn und zum Allerbesten der Überfallenen oder sonstwie Heimgesuchten: ob sie ausländische Staatsmänner bestechen, ihre Geheimdienste schicken, sich Militärbasen schaffen, ob sie begehrte Länder und Absatzmärkte ökonomisch an sich reißen, ob sie sie kurzerhand rauben, Hawaii etwa, Samoa, die Midway Islands, die Philippinen, ob sie Staaten, die sie nichts angehen, mit Krieg überziehen, Managua, Mexiko, Laos, Vietnam, Kambodscha, die Dominikanische Republik, immer taten und tun sie es zuerst um Gottes Willen, dann für die Freiheit, die Demokratie, die Zivilisation, und schließlich auch ein wenig für den Handel. Alles aber stets zum Wohle aller.

Denn gerade weil sie so viel religiöser, viel frömmer sind

als der Rest der Welt, sind sie auch so viel großzügiger, uneigennütziger, sind sie ebenso auf andere als auch auf sich bedacht. Alles geschieht nur, um jedermann zu beglücken, zu befrieden, um teilnehmen zu lassen an den Segnungen Amerikas. Ja, die ganze Welt soll werden wie sie, eine Art Abziehbild von »God's own country«. Man will Frankfurt, so Neil Postman, in Omaha/Nebraska verwandeln, »wenn sie wissen, was ich meine, und wir machen das«. Aus purer Selbstlosigkeit. Und nicht mit Gewalt. Oh, nein. Kriege führten nur die Europäer. Und die hasste man für ihre periodischen menschlichen Schlachthöfe, ihre »barbarischen Eroberungsorgien«. Die fochten, zerstörten, raubten nur, um ihre Länder zu erweitern, um sich zu bereichern. »Sie haben eben den Instinkt der Landgier seit vierhundert Jahren im Blut«, erklärt Franklin D. Roosevelt, »und können es sich einfach nicht vorstellen, dass es Nationen gibt, die ihn nicht haben Und selbst dann keinen Landzuwachs wünschen, wenn sie ihn bekommen könnten.« Wie eben das edle Amerika. Es geht fürsorglich durch die Geschichte, sich aufopfernd, und wenn es zuschlägt, zuschlagen muss, leider, leider, so nur im Interesse auch der anderen.

Dieses Land kennt nur drei Argumente, drei Kräfte, drei Ideale: Gewalt, Geld und Heuchelei. – Das alles erinnert an einen anderen Staat, an den kleinsten der Welt. Nicht zufällig haben sich die Präsidenten von »God's own country« und die »Stellvertreter Christi« im 20. Jahrhundert einander immer mehr genähert. Verzehren sich die Häupter beider Seiten doch um nichts als den Frieden, das Heil der Ge-

sellschaft, Gerechtigkeit, das Wohl der Welt. Sind doch alle Menschen, nach Jeffersons Unabhängigkeitserklärung, »als Gleiche geschaffen, sie sind vom Schöpfer mit bestimmten unveräußerlichen Rechten ausgestattet. Dazu gehört das Recht auf Leben, auf Freiheit und auf die Verfolgung ihres Glückes, das Recht auf ›pursuit of happiness‹«. Ja, nichts anderes kümmert sie im Grunde als der allgemeine Fortschritt, der Segen aller, wenn man gewisse Passagen ihrer Verfassung, ihrer Bill of Rights, die Reden ihrer Führer liest und ihre Geschichte nur richtig zu sehen und zu deuten weiß. Das ist beinahe wie mit der Bibel, den Botschaften der Päpste, der Kirchengeschichte. Da die Religion der Liebe, der Freude, des Friedens, dort die pax americana ...

Die USA, die, seit es sie gibt, allen anderen Moral predigen, um ihre eigenen Greuel zu kaschieren, entstanden selbst auf dem Boden nackter Gewalt: durch Ausmordung der Roten und Versklavung der Schwarzen – die Basis ihrer ganzen Freiheit und Demokratie: blutige »Realpolitik« und bigottes Geschwätz.

»Das Unmoralische, das ist Amerika. Mit dem Unmoralischen hat es begonnen ...« W. C. Williams. Nein, das würde ich gar nicht sagen, keinesfalls, zumal Letzteres nicht. Aber: Mit dem Unmoralischen haben sie es weiter gebracht, getrieben als alle zuvor. Die Päpste wieder beiseite, die sie denn auch überleben werden – an der Seite der nächsten Starbanditen, der nächsten, der übernächsten Gangster von »historischem« Format.

1. KAPITEL

Rote Teufel und weiße Heilige

Die Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika beginnt mit einem der größten Raubzüge der Geschichte. Denn das Land, das sie inzwischen besitzen, gehörte ihnen so wenig, wie es – sagen wir im nächsten Jahrhundert – den Afrikanern, Indern oder Chinesen rechtmäßig gehören würde, eroberten es die. Doch was heißt rechtmäßig schon? Was ist schon Recht? Recht ist Gewalt. Aus Gewalt entsteht Recht. Aus Recht entsteht Gewalt. Es ist, soweit wir sehen, nie anders gewesen – außer eben in den USA.

Was Montaigne, Samuel Hearne und andere Forscher über die Indianer berichten

Alles, was wir heute die »Vereinigten Staaten von Amerika« nennen, war Eigentum der Indianer. Ihre Ahnen, in grauer Vorzeit über die Beringstraße gekommen, bevölkerten das gesamte Gebiet. Jeder Landstrich wurde von ihnen bewohnt, selbst die Salz wüsten von Utah. In zahlreiche unabhängige Stämme gegliedert, waren sie als Gruppen absolut frei und die legitimen Herren des Kontinents – große, gut

gewachsene, kräftige Menschen, und die oft bescheidenen Bedingungen ihres Daseins mögen ihre Gesundheit noch gefördert haben.

Die Indianer empfanden die Natur als beseelt, als lebendes Wesen. Sie fühlten sich eins mit ihr, verwandt mit Tieren und Bäumen.

Und alles gehörte allen. Alles war Teil einer »gemeinsamen Mutter«, von der man zwar lebte, gewiss, aber mäßig, die man schonte, auch schützte. Sammler waren sie und Jäger, doch sammelten und jagten sie nur das Notwendigste.

Und sie kannten die krassen sozialen Unterschiede der Christen nicht. Als deshalb, so Montaigne, Karl IX. in Rouen drei (brasilianische) Indianer nach dem für sie Merkwürdigsten am Leben der Weißen fragte, führten sie, schreibt der große Franzose, unter drei Dingen auch an, »dass es unter uns üppige, mit allen Annehmlichkeiten gesättigte Menschen gebe, und dass ihre anderen Hälften« – so benannten sie die Menschen bezeichnenderweise – »von Armut und Hunger ausgehern, bettelnd vor ihren Türen stünden; und fänden es verwunderlich, wie diese derart bedürftigen Hälften eine solche Ungerechtigkeit ertragen könnten und dass sie nicht die anderen an der Gurgel packten oder Feuer an ihre Häuser legten.«

David Thompson, um 1800 jahrzehntelang Kontakte mit vielen Indianern pflegend, nennt diese »sanft und sittsam«, von »großer Freundlichkeit und Rücksicht« im Umgang. »Hat einer bei der Jagd kein Glück gehabt oder hat er seine wenigen Habseligkeiten durch irgendein Missgeschick ver-

loren, so darf er sicher sein, dass er von den anderen unterstützt wird, soweit es nur in ihrer Kraft steht. In der Krankheit sorgen sie füreinander bis zum letzten Atemzuge.«

Die Geschichte der Indianerausrottung freilich wurde von Weißen verfaßt. Wie vieles also mögen sie unterdrückt, verschwiegen, wie vieles ganz anders empfunden haben als ihre Opfer. Anders philosophiert das Pferd über die Peitsche, sagt Theodor Lessing, anders der Fuhrmann. Doch noch manche Überlieferung der Weißen selbst verbürgt die Hilfsbereitschaft, die Verlässlichkeit der allermeisten derer, die man dann liquidierte.

Als 1607 Kapitän John Smith die (kraft königlicher Order Jakobs I. entstandene) Kolonie Virginia mit drei Schiffen besuchte, ließ er deutsche Zimmerleute ein Haus für den Häuptling der Pocahonta-Indianer, Powhatan, bauen, denn Smith verdankte ihm sein Leben. Der Indianerhäuptling Massassoit, der mit den »Pilgervätern« einen Nachbarschafts-Vertrag schloss, brach diesen vierzig Jahre nicht, bis zu seinem Tod. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hört Baron von Reck von den aus Salzburg verjagten Protestanten in Georgia »nur Gutes« über die Indianer. »Wenn sie etwas versprechen, dann halten sie ihr Wort; sie würden eher sterben als davon abzugehen.« Und im späteren 18. Jahrhundert bekennt Samuel Hearne, der »Klassiker der amerikanischen Ethnologie«, von seinem Reisebegleiter und -führer Matonabbees, einem nördlichen Indianer, er habe selten Christen getroffen, die mehr gute und weniger schlechte moralische Qualitäten aufwiesen als Matonabbee.

Die Indianer waren empfindlich, sogar sentimental, auch grausam. Sie kannten die Folter. Sie kannten und praktizierten auch den Krieg; nach Osten hin mit wahrer Leidenschaft, mit Bösartigkeit schlimmster Art. Allerdings beschränkten ungeschriebene Gesetze oft die gegenseitigen Verluste, um den Fortbestand der häufig kleinen Stämme zu sichern. Und mag die Behauptung, zwei Drittel aller nordamerikanischen Indianervölker seien Pazifisten gewesen, übertrieben sein, so übten doch manche, wie die Pueblos, nur die Verteidigung aus. Und einige Gemeinschaften, die Heuschreckensammler von Nevada etwa, waren praktisch Pazifisten. Auch wurde im Nordwesten jeder Indianer, der im Krieg einen Feind getötet hatte, einem Mörder gleichgesetzt und den für Mörder vorgeschriebenen Reinigungszeremonien unterworfen.

Der schon genannte David Thompson, der im späten 18., im frühen 19. Jahrhundert den roten Mann eingehend beobachtet, betont zwar dessen Recht auf Vergeltung sowie die Achtung, die es ihm verschafft. »Doch«, fährt Thompson fort, »im allgemeinen verabscheut er das Blutvergießen, und wenn ihn irgendeine traurige Notwendigkeit dazu zwingt, was manchmal der Fall ist, gilt er als ein unglücklicher Mensch. Derjenige jedoch, welcher aus Absicht einen Mord begangen hat, wird mit Abscheu behandelt und gilt als einer, vor welchem das Leben keines Menschen sicher ist, da ein böser Geist von ihm Besitz ergriffen hat.«

Viele Indianerstämme waren fraglos weit weniger kriegerisch als die Invasoren, die schon deshalb leichtes Spiel mit

den »savages«, den »Wilden«, hatten, deren Lehrmeister sie nicht zuletzt im Töten, im skrupellosen, unbegrenzten Töten wurden. »Unsere indianischen Verbündeten«, schreibt der Puritaner Underhill in seiner Geschichte der Kriege der Pequoten, »haben unsere Art zu kämpfen sehr bewundert; sie fanden bloß, dass wir zu heftig waren und zu viel töteten.«

Doch dafür war man Christ. Und da man im Christentum stets nach der »Haltet den Dieb!«-Schrei-Methode verfuhr, war man selber der Dieb, da man stets von eigener Schande abzulenken suchte, indem man auf die anderer wies, sie meist noch schlimmer machte, oft ungeheuer übertrieb, so behaupteten einige Jesuiten, allein die Irokesen, ein besonders kriegerisches Volk, hätten zwei Millionen Indianer umgebracht; eine ganz unmögliche Zahl, zumal sie selbst, vieles andere beiseite, seit je ein kleiner Stamm gewesen, der zumindest zuletzt nur rund 2500 Krieger hatte.

Jesuiten waren es auch, die bald Ähnlichkeiten zwischen dem Großen Geist oder Manitu der Indianer und dem Teufel bemerkten, so dass man die Eingeborenen der Teufelsanbetung bezichtigte, was ihre eigene Verteufelung nur fördern konnte. Für die Räuber ihres Landes wurden sie die roten Teufel, deren nächste Verwandte übrigens, wie man heute annimmt, die Chinesen, für viele Amerikaner des 20. Jahrhunderts die gelben Teufel wurden. Denn alles, was nicht ins Konzept passt, sich als Widerpart erweist, muss verdammt, verteufelt und als Teufel natürlich bekämpft und womöglich vernichtet werden.

Was die Weißen den Indianern und was die Indianer den Weißen verdanken

Moralisch waren »die Wilden« den Weißen, alles in allem, weit überlegen. Sie kamen den Fremden zunächst auch freundlich, vertrauensvoll, hilfsbereit entgegen. Sie haben sich nie gegen ihre Ankunft gewehrt. Sie waren offen, teilnehmend, neugierig. »Sie beklagten sich in keinem Augenblick über deren Anwesenheit«, erklärt Claude Lévi-Strauss, der große Ethnologe, »sondern nur darüber, dass man sie ausgeschlossen hatte.« Gleichwohl waren es Indianer, die den Weißen häufig, anfangs fast regelmäßig, beigestanden, die sie in ihren ersten verzweifelten Bemühungen, Fuß zu fassen, »fast durchweg großherzig unterstützt« haben (George E. Ellis): durch Rettung ihrer Boote in Seenot, Rettung ihrer Expeditionen, vor allem aber durch Übergabe von Lebensmitteln.

Nur die Hilfsbereitschaft der Indianer ließ die Invasoren überleben. Urs Bitterli, Kolonialhistoriker in Zürich, betont, »in der Tat haben die Lebensmittellieferungen der Indianer nicht nur die Franzosen am St. Lorenzostrom, sondern auch die Engländer in Virginia vor dem Hungertod gerettet. Oft wird in frühen Texten die Friedfertigkeit der Eingeborenen gelobt, und man gestand sich ein, dass das Überleben der Kolonie nicht so sehr eigener Zähigkeit, als vielmehr fremder Hilfe zuzuschreiben war.« Die unredlichen Christen freilich schrieben diese Hilfe bald nicht mehr den Indianern zu oder, so ein puritanisches Zeugnis

aus Virginia, »den wilden grausamen Heiden«. Nein: »Gott« hatte seinem auserwählten Volk diese Teufel geschickt »mit Lebensmitteln wie Brot, Getreide, Fisch und Fleisch in großer Menge ...« Schließlich konnte man nicht jenen die Hilfe oder gar das Leben verdanken, die man nachher umbrachte – mit Gottes Hilfe wieder.

Die Weißen verdanken den Indianern den Mais, die Mokassins, die Schneeschuhe und die Anoraks. Die Indianer verdanken den Weißen den Branntwein und die Feuerwaffen, die großen Seuchen, die Blattern, die Tuberkulose, die Syphilis. Dies sind sogar die ersten Geschenke des christlichen Abendlandes an sie. Auf Schritt und Tritt begleiten sie die Eroberer. Mit den Jesuiten kommt buchstäblich die Pest und bringt beinahe das ganze Volk der Huronen unter die Erde. Auch die Franzosen, die in Maine siedeln, wirken verheerend, indem sie mit den Bewohnern kontaktieren. Als dort 1620 Engländer landen, finden sie die Wigwams der Massachusetts »voll von Leichen« und die Dörfer gänzlich ausgestorben – wodurch, schwärmt Bruder Johnson, »Christus«, der in der ganzen Welt glorreich für seine Kirche Sorge, »Platz für sein Volk schuf ...« »Gott«, notiert ein anderer britischer Christ, Ferdinando Gorges, sich dabei ausdrücklich von der abstoßenden Methode der Spanier distanzierend, »Gott verbreitete die Seuche, was die Engländer der Sorge enthob, die Indianer durch Schwert und Feuer zu vernichten«.

Ein gesegnetes Christentum!

Die Indianer übernahmen von den Weißen die Unehr-

lichkeit, die Lüge. Ihr Denken, ihr Sittengesetz, ihre Kultur wurden untergraben, sie entarteten und verkamen gänzlich. »Was in ihnen gut war, wurde erstickt«, schreibt Bitterli.

Ein Pfarrer zahlt 24 Dollar für Manhattan

Soweit wir wissen, wurde Nordamerika von Europa aus über Island und Grönland erstmals durch die Wikinger um das Jahr 1000 in Labrador und Neu-Schottland berührt. 1492 landet Kolumbus auf einer Insel der Bahamagruppe, südöstlich von Florida. Im frühen 16. Jahrhundert lassen sich die Spanier, von Goldgier und dem Wunsch getrieben, die »Wilden« zu missionieren, im Südwesten nieder. 1497 erreicht John Cabot (Giovanni Caboto), ein Genueser in englischen Diensten, die Küste Neufundlands. 1498 dringt er auf einer zweiten Fahrt bis zum heutigen South Carolina vor. Seitdem beansprucht England Nordamerika. Im Auftrag des französischen Königs Franz I. kommt 1524 der Florentiner Giovanni de Verrazzano. Er kreuzt vor der Küste von North Carolina und bis hinauf nach Neufundland. Seitdem erhebt Frankreich Anspruch auf Nordamerika. Die Franzosen siedeln in Kanada sowie im Einzugsgebiet des Mississippi, von den großen Seen bis zur Mündung; katholische und hugenottische Franzosen, was sie von vornherein entzweit.

Im frühen 17. Jahrhundert gründen die Holländer an der

Mündung des Hudson New Amsterdam, das vierzig Jahre später, 1664, britisch wird, als persönliche Kolonie in den Besitz des Herzogs von York übergeht und dann New York heißt. Einige Holländer lassen sich häuslich auf Manhattan nieder – ein Name, der wohl auf ein paar hundert dort lebende Indianer zurückgeht. 1626 kauft Peter Minnewit (Minuit), bis 1631 Gouverneur der holländischen Kolonie Neu-Niederland, die Insel Manhattan, Neu-Amsterdam, den Indianern ab. Der protestantische Geistliche zahlt dafür sage und schreibe 60 Gulden (24 Dollar). Doch heimst man für solche auch nach seinerzeitigen Vorstellungen hohnsprechenden Preise den Grund und Boden noch weiterer künftiger Großstädte ein, von Baltimore etwa, Rhode Island, New Haven, Boston. Peter Jefferson, der Vater des berühmten Thomas Jefferson, riss einmal 162 Hektar Land an sich – für eine Schale Punsch! Aus solchem Holze wachsen Präsidenten ... Selbst bei dem Landkauf der Quäker in Pennsylvania, dem »Walking Purchase«, sollen die Indianer ausgetrickst worden sein.

Ausgetrickst? Im Grunde hatten das die Invasoren natürlich gar nicht nötig. Denn so wie etwa Papst Alexander VI., glücklicher Vater von neun Kindern, in der Bulle *Inter coetera* vom 4. Mai 1493 die Neue Welt, die ihm so wenig gehörte wie der Mond, kurzerhand den Spaniern und Portugiesen zuerkannte, so erließen auch die weltlichen Herren der Alten Welt nun, ohne lang zu fackeln, einen Annexionsakt, Freibrief, ein Privileg oder irgendwelche Erklärungen, machten zu Lehen, zur königlichen Kolonie, wie Jakob I.

Virginia, die erste europäische Kolonie in den »Vereinigten Staaten« überhaupt – und man war um einen Subkontinent reicher.

Habenichtse, Wagehälse, Hasardeure

Reich jedenfalls wollte man werden. Oder, wenn man schon reich war – und einige wenige, sehr wenige, waren es –, noch reicher natürlich. Wenn man schon besaß, wollte man noch mehr besitzen, noch viel mehr und kam gleich mit einer königlichen Urkunde im Gepäck. Doch die meisten besaßen nichts. Und die meisten sollten auch drüben (zunächst) nichts besitzen, sie sollten dieselben armen Teufel bleiben. Man heuerte sie als Vertragssklaven, Kontraktbedienstete, als »indentured servants« an, preiswert, versteht sich. Denn für freie Fahrt und Kost durften sie dann erst einmal im Dienst eines Vertragspartners – kapitalkräftiger Koofmichs, Grundbesitzer etc. – gewöhnlich vier bis sieben Jahre schufteten, ehe sie ihre »Freiheit« erlangten. Doch wer so nach Amerika gekommen war, und das waren viele, stellte »sehr bald fest, dass er besser in England geblieben wäre, denn in der Neuen Welt war er auch weiterhin Knecht ...«. Was stimmen muss, da es in einer fast offiziellen Schrift steht, herausgegeben vom US-Informationdienst Bad Godesberg I.

Ja, die meisten hatte einfach die Armut fortgetrieben, ihr Elend, die Furcht vor Hunger, vor Krankheit. Das alte Eur-

opa saß ihnen im Nacken, sein Feudalismus, seine Kriege, sein Kriegsdienst, seine Folter, Fron- und Schröpfmethoden. Nicht zuletzt der religiöse Zwang, der Church of England besonders. Davongelaufene waren sie, Davongejagte, Abenteurer, Desperados, fast durchweg Habenichtse, die jetzt buchstäblich um jeden Preis ihr Glück machen wollten, Wagehälse, Hasardeure, die eine Entschädigung suchten für ihr Unglück, die alles auf eine Karte setzten, die Heimat preisgaben, sich wochen-, monatelang gar über fünftausend Kilometer der stürmischen See anvertrauten – ungezählte Schiffe sanken –, einem ganz Ungewissen Geschick, gierig nur nach Wohlstand, Reichtum, geil nach Land, Besitz, nach sagenhaften Gold- und Silberschätzen. »Ihr ganzes Sehnen und Trachten war stofflich und weltlich«, schreibt der deutsche Amerikanist Georg Friederici, »sie gingen lediglich auf Gewinn und Genuss aus, auf Raub, wenn sie nicht anders zu haben waren.«

Doch das gab man nicht (gern) zu. Man hing sich ein moralisches, ein humanitäres Mäntelchen um. Nein, man hatte nicht nur materielle, hatte auch idealistische, viele idealistische Gründe. Und vor allem hatte man wieder eine Fülle schöner Sprüche parat, Bibelsprüche besonders. Schließlich war man christlich wie das alte Europa, nur noch christlicher, besser, viel besser, also musste man es in den Schatten stellen, und das geschah.

Die Puritaner gehen an Land

In großen Scharen kamen die Puritaner, Calvinisten der strengsten Art. Puritaner hießen sie, weil sie auf größter »Reinheit« ihrer Religion bestanden, auf Befreiung »von allen unbiblischen Zusätzen und päpstlichen Greueln«. Sie litten unter den Bedrückungen durch Königin Elisabeth I., die Könige Jakob I., Karl I. Sie litten unter dem noch immer starken Einfluss des Papismus auf die Anglikanische Kirche. Sie litten unter dem Erzbischof von Canterbury, William Laud, geradezu der Kopf der Tyrannei; ein eifriger Verfechter des geistlichen wie staatlichen Absolutismus, gelehrt zwar, doch hart, rachsüchtig, ein Gegner von Puritanern und Calvinisten, die ihn katholischer Neigungen verdächtigten; zuletzt ein Opfer der Volkswut, der Puritaner, der Politik; 1641 wird er in den Tower geworfen, 1645 geköpft.

Erst recht zog es die »Dissenters« von England fort, alle sich nicht zur etablierten Staatskirche bekennenden Christen, die im 17. Jahrhundert unter den Stuarts manches ausstehen hatten: Presbyterier, Baptisten, Methodisten, Deisten, Quäker. Im neuen Erdteil erhofften sie politische und religiöse Freiheit, ein neues Kanaan, das gelobte Land.

England seinerseits suchte durch die Emigranten nicht nur den Staatssäckel zu füllen, sondern auch allerei übles Volk loszuwerden, Arme, Kriminelle, Katholiken. Richtern und Gefängnisbehörden legte man nahe, Verurteilte in die Neue Welt abzuschicken statt in den Kerker. Geschäftstüch-

tige Kapitäne gingen, nützten ihre Versprechungen nichts, bis zum offenen Menschenraub. Und auch die Kirche verhiess natürlich, verhiess viel, und drang in die Schäfchen, jenseits des Meeres, Gottes Wort zu verkünden, das allein wahre, klar. So lockte man besonders in Hafenstädten und auf Kanzeln zur Auswanderung. »Das Eingeborenenland muss zum geheiligten Land werden«, posaut man in einem Aufruf. »Ihr werdet die Grenzen des Königreiches, ja, die Grenzen des Himmels erweitern.« Und wie stets in solchen Fällen verheißt man irdischen wie himmlischen Lohn. (Nur nicht knausern mit Verheißungen; das bringt nichts. Niemandem! Das Verheissen bringt wenigstens den Verheißenden was).

Während aber in Spanien, Portugal, Frankreich der Staat die überseeische Expansion stark begünstigt, sogar veranlasst, entspringt sie in England zunächst der Privatinitiative. Und bezeichnenderweise sind Sir John Popham und Sir Ferdinando Gorges, die 1606 von Britannien aufbrechen, Vertreter des Handels, einer Nord- oder Plymouth-Kompanie und einer Süd- oder London-Kompanie. Sie ergatterten auch gleich die Konzession für einen 100 Meilen breiten Küstenstreifen von der Hudsonmündung bis zur Chesapeake-Bucht. Doch zerstritten sich die Einwanderer bald, Seuchen und Hunger schlugen zu. Von 105 Ankömmlingen in Jamestown lebten im nächsten Jahr bloß noch 32. Die britischen Händler freilich, die Fehlinvestitionen scheuten wie der Teufel das Weihwasser, schickten neue Schiffe. Und sank die Zahl der Zuwanderer auch von 500 rasch wieder

auf 60, neuer Nachschub kam. 1619 kauft man in Jamestown von einem holländischen Zweimaster die ersten Schwarzafrikaner als Sklaven. Und bald verhökert man auch 150 »ehrbare junge Frauenzimmer« gegen Virginia-Tabak.

Es handelte sich also von Beginn an, wie Karl Kraus sagen würde; jawohl, es handelte sich ... Jährlich überquerten jetzt 1200 Neueinwanderer den Atlantik; Hütten, Häuser, Plantagen entstanden. 1690 betrug die Bevölkerung bereits eine Viertelmillion. Und von da an verdoppelte sie sich etwa alle 25 Jahre. 1775 waren es bereits mehr als zweieinhalb Millionen, 1800 mehr als fünf Millionen, 1850 über 23 Millionen, 1900 fast 76 Millionen.

Die Gründungslegende

So weit, so gut. Oder auch nicht. Denn etwas fehlte. Etwas zum Vorzeigen. Die ganze Art der frühen Besiedlung, diese nur kalkulatorische, bloß auf Gewinn versessene Besitzergreifung ermangelte sozusagen der höheren Weihe. Ja, dies dauernde Hinundher von Menschen, Ware, Geld, dies ja noch in den allerbescheidensten Anfängen steckende ständige Gefeilsche und Geschufte, Ausnehmen und Einnehmen, Unter- und Überbieten, Umschlagen und Aufschlagen, vom Totschlagen vorerst zu schweigen – kurz, all dies, doch nichts als mit »rein Irdischem und Zeitlichem« befasste Tun kleiner, mehr oder weniger gerissener Geschäftemacher, Spekulanten, Strauch- und Glücksritter, das alles

erschien den Yankees später nicht mehr so angemessen, nicht so ganz nach dem bekannten guten Geschmack, der sich bei ihnen immer mehr entwickelte, nicht mehr würdig genug des großen Auftakts, erschien ihnen denn doch etwas profan, banal, ordinär fast. Man könnte auch sagen: einfach der Wirklichkeit zu gemäß, als dass es Anlass zur Erbauung, zum Aufblick, zu Edlerem, Schönerem hätte sein können. Nein, alles, das ganze große gute Werk, es musste von Anfang an anders, erhabener, würdiger, wehevoller, musste zwar durchaus energisch, angriffig, sehr angriffig, aber auch fromm, christgläubig, ja, musste aus dem Glauben heraus begonnen haben, kurz: mit Gott. Etwa im Sinne des innigen alten, ja schon seit 1494 bekannten Verses aus Sebastian Brants *Narrenschif*, Nr. 65 V. Verachtung d. gstirns: »All unser wort, werk, tun und lon / Uß got, in got allein sol gon.«

Ja, so etwa, in diesem Sinn.

Ergo ließ und lässt man die ersten britischen Eindringlinge in Nordamerika, Leute, denen es bloß um schnödes Geld und Gut ging und um sonst nichts, gern etwas in der Versenkung verschwinden: die ersten Kolonisten unter Sir Walter Raleigh etwa, der 1579 da erstmals anreiste, auf seiner zweiten Fahrt am 26. Juli 1584 bei der Insel Wocokom ankerte, bald aufs Festland übergang und es seiner jungfraulichen Königin Elisabeth zu Ehren Virginia nannte, womit er den Grund zu den englischen Kolonien legte. Virginia war die älteste dauernde britische Niederlassung in Nordamerika und die erste jener 13 Kolonien, woraus im

nächsten Jahrhundert die Vereinigten Staaten von Nordamerika entstanden.

Gut zwei Jahrzehnte später kam noch ein gewisser John Smith im Auftrag einer Handelskompanie nach Virginia und gründete 1608 Jamestown. Aber weder von diesem noch jenem macht man viel Wesens. Smith war ein simpler Kapitän; sein Jamestown erinnerte später nur an den Sieg der Briten über die Nordamerikaner unter Lafayette. Und der edle Walter Raleigh verbrachte seinen langen Lebensabend im Tower und wurde 1618 als angeblicher Hochverräter geköpft – ganz wie Bischof Laud und so manche Bösewichte noch.

Nein, mit solchen Leuten war vielleicht vorübergehend etwas Staat zu machen, aber man konnte nicht dauernd aufblicken zu ihnen. Das Höhere fehlte.

Deshalb erinnerte man sich, geht es um den feierlichen Augenblick der ersten Besiedlung, lieber an Männer, die zwar erst eine ganze Generation nach Sir Raleigh kamen und immer noch 13 Jahre nach dem Kapitän Smith, die aber so viel geeigneter waren – die »Pilgerväter«. Sie brachten den Ruch der Religion, des Heiligen, des Himmels mit, jene gewisse Gloriole, in der sich ein Staat wie die Staaten, eine Nation wie die Nordamerikaner einfach wohl fühlen konnte, wohl fühlen mußte, da ihnen so angemessen, so ganz und gar auf Haupt und Glieder zugeschnitten. Ja, die tugendsamen, auf Gott bauenden, auf Gott vertrauenden »Pilgrims« waren es, die 1620 die »Pilger«-Kolonie New Plymouth gegründet und noch an Bord ihres Prominenten-

pottes in dem so genannten Mayflower-Gelöbnis ihre künftigen Staatsgrundsätze niedergelegt hatten.

Noch heute nennt Amerikas meistverbreiteter Fremdenführer Plymouth in Neuengland »the first permanent English settlement in America«. Der Felsen, an dem das pilgerväterliche Schiff, die »Mayflower«, berühmter als Kolumbus' »Santa Maria«, im Winter 1620 vor Anker gegangen sein soll, ist nun eine Art Nationaldenkmal, ein Kultobjekt. Aber die Landung an dem Felsen von Plymouth wird zum ersten Mal 136 Jahre später erzählt, kein einziges zeitgenössisches Dokument spricht davon, triftige Gründe sprechen vielmehr dagegen. Ganz beiseite, dass der inzwischen von einem Marmordach bedeckte Stein wiederholt abgebrochen, verlagert, vergraben und zersägt worden ist.

Sogar der Name »Pilgerväter« (Pilgrims) kam erst viel später, erst gegen Mitte des 19. Jahrhunderts auf, als man aus dem Buch von William Bradford *History of Plimoth Plantation*, die er jahrzehntelang geleitet, den Satz entnahm: »They knew they were pilgrims«. Die »Pilgerväter« selbst nannten sich schlicht und in echt christlicher Demut »Heilige«.

Fast der ganze Kult Amerikas mit den »Pilgervätern« beruht auf Übertreibungen und Unwahrheit. Er erinnert fatal an den christlichen Wunder- und Reliquienglauben.

In Wahrheit waren die »Pilgerväter« Nonkonformisten, Separatisten, und so wurden sie auch genannt. Sie waren Kongregationalisten, standen theologisch dem Calvinismus nahe und hatten sich als »Ketzer« von der Anglika-

nischen Staatskirche getrennt. Sie waren aus den Puritanern hervorgegangen, lehnten aber deren presbyterianische Kirchenverfassung ab. Das Bischofsamt war für sie eine Erfindung Satans, das Kreuzzeichen ruchlos, Weihnachten ein heidnischer Aberglaube. Und Aberglaube galt ihnen nichts. Deshalb raubten sie auch kaltblütig die an den indianischen Gräbern den Todesgottheiten geopfertem gelben, schwarzen und roten Maiskörner und verwendeten sie als Saatgut. Ihre Heiligkeit hatte sie ja auch nicht gehindert, einen Vertrag mit einer Handelskompanie zu schließen, die dann durch die Heiligen neun Zehntel ihres Kapitals verlor. Und die Heiligen hatten auch keine Skrupel, in Neu-Plymouth, ihrer »Burg Zion«, ein kleines Fort mit fünf Kanonen zu errichten. Der Segen der Alten Welt gehörte auch in die Neue.

Die »Pilgerväter« vermittelten den künftigen Amerikanern ihre eifernde Bigotterie, ihren Messianismus, ihren Glauben, »Gottes eigenes Land« zu besitzen, was ihr Demokratieverständnis prägte. Ja, diese Leute waren geradezu besessen von der Vorstellung, auserwählt zu sein, und dieser Irrwahn spukt heute noch in den Köpfen ihrer Nachfahren. »Wenn Gott für uns ist, wer kann dann wider uns sein?«, predigte ein Puritaner der ersten Stunde in der Neuen Welt – und so ging es, wie in der Alten, mit Gott weiter.

Intoleranz, Prüderie und Heuchelei

Die eigentliche Heimat des Puritanismus wurden jene sechs im Nordostzipfel der USA liegenden Neuenglandstaaten Maine, Newhampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island und Connecticut, die im 17. Jahrhundert vorwiegend englische Puritaner besiedelten, später auch Schotten und Iren. Neben Virginia wird Neuengland lange Zeit der geistige wie politische Mittelpunkt der USA, und Massachusetts ist sozusagen der Mutterstaat Neuenglands.

In Massachusetts, wo 1630 ein »Bibel-Commonwealth« entstand und innerhalb eines Jahrzehnts 65 Prediger eintrafen, waren weder Toleranz gefragt noch Demokratie. Vielmehr begründeten die Puritaner, enge, zelotische Sektierer, eine Theokratie reinsten Wassers. Nur Bürger konnten Mitglied der Kirche werden – und über ihre Zulassung entschied der Klerus; die Zahl der Begünstigten betraf bloß ein Fünftel oder Sechstel der männlichen Bevölkerung. Auch die Gesetzgebung, die moralische wie politische, bestimmten die Pastoren. Einer ihrer Artikel in dem 1641 angenommenen »Body of Liberties« sah für Atheismus sogar Todesstrafe vor.

Puritaner, die liberaler dachten, waren selten und wurden verfolgt. Der Geistliche und Jurist Roger Williams zum Beispiel, der, 1635 vor den Obersten Gerichtshof zitiert und des Landes verwiesen, bei den Indianern auf Rhode-Island Zuflucht fand. Hatte er doch das Volk gegen seine Oberhäupter aufgestachelt, die Trennung von Staat und Kirche,

von den Kirchen Neuenglands verlangt, ja, Massachusetts' königlichen Freibrief für null und nichtig erklärt. Denn das Land, das der König geschenkt, gehöre ihm gar nicht, und die Indianer, die rechtmäßigen Besitzer, seien weder gefragt noch entschädigt worden. Das alles war ganz richtig. Andererseits aber war Roger Williams eben doch ein Pfaffe, der 1643 in England just jenen Freibrief sich erbat, den er einst verworfen. Und kam damit wieder und lebte noch 35 Jahre im Herrn.

1644 werden vom General Court der Massachusetts Bay-Kolonie alle Baptisten verbannt. 1649 verpflichtet die Synode den weltlichen Arm, Abgötterei, »Ketzerei«, überhaupt das Äußern lästerlicher Meinungen zu ahnden.

Die Puritaner, einer Welt entstammend, wo man schließlich sogar die Geschlechtsteile von Hunden oder die (an Damenbeine erinnernden!) Füße eines Klaviers verhängen oder die Bücher einer Bibliothek nach männlichen und weiblichen Verfassern getrennt aufstellen konnte, trieben die Kasteiung, zumindest nach außen, auf die Spitze. Noch so harmlose Vergnügen wie Spielen, Tanzen, Trinken waren verpönt, zumindest an Feiertagen strikt verboten. Ganze Ausgeburten neuer Teufel kreierte ihre Köpfe, befeuerten ihre Höllenpredigten, Karten- und Spiel-, Tabaks- und Bier-, Putz- und Tanz- und Theater-teufel etc. »Der Gott, der euch über der Höllengrube hält, gradeso wie einer eine Spinne oder ein ekliges Insekt über das Feuer hält«, donnert ein Prediger seiner Gemeinde ins Gewissen, »verabscheut euch und ist fürchterlich beleidigt; sein Grimm gegen euch

brennt wie Feuer; er findet euch zu nichts anderem würdig als ins Feuer geworfen zu werden ...«

Das Verhalten der Geschlechter beugten die Pfaffen mit nie nachlassendem Argwohn. Unverheiratete, die in Neu-England miteinander schliefen, wurden gepeitscht oder mit glühenden Eisen gebrandmarkt. Ja, »scharf« peitschte man einen gewissen John Daroe bereits, weil er »beinahe« mit einer der geilen Indianerinnen im Biberkleid geschlafen hätte. Und Thomas Morten, den Dichter, Freund der Tiere und Bäume, der »Mädchen im Biberkleid« auch, schoben die Puritaner, denen schon sein Lachen missfiel, erst recht wohl seine Konkurrenz im Pelzgeschäft, zweimal nach England ab; das zweite Mal nachdem sie sein Haus völlig niedergebrannt, ihn selbst gefoltert, eingekerkert und gegen den »Lord der Unordnung« die Todesstrafe beantragt hatten. Verhängte man sie doch schließlich über jeden, der mit der Frau eines andern, gleich ob weiß oder rot, »a carnal copulation« geübt, wandte das Gesetz freilich nicht an. Aber es bedrohte alle – und wie viele schöne »Sünden« mögen so unterblieben sein!

Die Prüderie blühte im Land, auch die Heuchelei.

Noch im späteren 18. Jahrhundert unterbindet Gouverneur Moses Norton jeden Verkehr seiner Männer mit Eingeborenenfrauen – ist aber nicht nur selbst Sprössling eines Briten und einer Indianerin, sondern frönt auch höchstpersönlich dem Verkehr mit roter Haut. So berichtet jedenfalls der unter ihm dienende Samuel Hearne, den seinerseits freilich die Indianerinnen gleichfalls »des Nachts warm halten«; dito seine Genossen.

Von dem Gouverneur aber schreibt Hearne: »Er hielt sich fünf bis sechs der schönsten indianischen Mädchen, die er nur finden konnte«, tat jedoch »alles, was nur in seinen Kräften stand, um zu verhüten, dass ein Europäer Umgang mit Indianerinnen hätte ... und immer trug er eine Schachtel mit Gift bei sich, um denen, die ihm ihre Weiber und Töchter verweigerten, eine Dosis verabreichen zu können. Bei all diesen Eigenschaften gab er sich größte Mühe, anderen Tugend, Moralität und Enthaltbarkeit einzuschärfen.« Die Eifersucht und Rachgier der Indianer habe er »in den schwärzesten Farben« geschildert, selber indes zwei seiner Frauen in der Meinung vergiftet, sie hätten »mehr Neigung zu anderen, jüngeren Mannspersonen«. Ein Puritaner, wie er im Buch steht, in dem des Klassikers der amerikanischen Ethnologie.

Aber war alles in der Neuen Welt so unduldsam wie in der Alten?

Händel Bach und die Kentuckybüchse

Die Fundamental Constitutions of Carolina garantieren am 11. März 1669 zwar die Religionsfreiheit, doch am 1. März 1670 wird die Church of England eingeführt.

Die kosmopolitisch gesinnten Niederländer, zu denen sich alles mögliche rettet – die viel genannte Anne Hutchinson, eine Gotterweckte, Jesuiten, ganze Dorfbevölkerungen aus Massachusetts –, sind doch nicht vom christlichen An-

tisemitismus frei. Als 1654 die ersten 23 Juden (Sepharden) aus Curaçao nach Neu-Amsterdam kommen, verbietet man ihnen noch jahrzehntelang öffentliche Gottesdienste.

Die königliche Charta für Maryland von 1632, die Lord Baltimore, einen Katholiken, als Eigentümer nennt, erlaubt zwar auch die Errichtung nichtprotestantischer Kirchen. Und bis heute rühmt man deshalb Maryland als erster britischer Kolonie Nordamerikas religiöse Toleranz nach. Doch bereits Artikel 1 seines »Act of Toleration« gestand niemandem den Schutz des Landes zu, hing er der unter dem Namen Römischer Katholizismus bekannten papistischen Religion an. Und im Frühjahr 1655 kreuzten auch schon zwei kleine Heere der Christen die Klingen. Die einen schrien »Heilige Maria«, die anderen respondierten »Gott ist unsere Kraft« und drängten die Papisten, die bereits 15 Mann eingebüßt, in den Fluss. Doch sicherte man ihnen jetzt das Leben zu und begann dann gleich sie aufzuhängen. Vier baumelten schon, als man den Rest in christlicher Barmherzigkeit begnadigt hat.

Ein gewisser Lichtblick war William Penn (1644–1718), Sohn eines reichen englischen Admirals. Der prominente Philantrop, der früh zum Separatismus neigte, bekam durch Vermittlung König Jakobs II. für seine Schuldforderung von 16 000 Pfund Sterling an die britische Krone ein großes Landgebiet am Delaware. Hier gründete er 1682 seine indianerfreundliche Kolonie Sylvania, 1683 Philadelphia und schuf eine Verfassung, die auf religiöser Toleranz beruhte. Sein Ideal war ein Staat, der Glaubensfreiheit

respektierte, ein Staat ohne Armut und Klassenunterschiede.

Penn war Quäker. Die Sekte, 1652 durch den (neunmal eingelochten, doch unbescholtenen) englischen Wanderprediger George Fox (1624–1691) aus Ekel vor dem ringsum grassierenden Christentum gegründet, verwarf die Kindertaufe, das Abendmahl, die kirchlichen Ämter, den Eid, den Kriegsdienst, auch jede Gewaltanwendung, den Zehnten, überhaupt sämtliche Abgaben an die Geistlichkeit sowie alle weltlichen Vergnügen, Musik etwa, Theater. »Wie oft spielten Jesus und seine Jünger Theater?«, fragte William Penn.

Die Quäker waren liberal, duldsam. Sie meinten es offensichtlich gut mit Dissidenten, auch mit den Indianern, die sie vor Betrug zu schützen suchten. Penn selbst erstand 1682 vertraglich von ihnen Land, nach seiner Meinung zu einem gerechten Preis. Dass aber auch Quäker Penn gut kalkulieren konnte, ist klar. Schließlich verkaufte er das gegen eine Forderung von 16 000 Pfund Sterling vom englischen Staat erlangte Pennsylvania 1712 eben wieder an diesen, kassierte dafür aber nun 280 000 Pfund Sterling – etwas Profit durch Zuwachs, warum nicht?

Immerhin achtete Penn als einer der Ersten von wenigen das indianische Besitzrecht. Und die Quäker, die (wenigstens zunächst noch) friedlich auftraten, genossen das Wohlwollen auch und gerade der Irokesen. Von den Christen freilich wurden sie in Amerika noch heftiger verfolgt als vordem, denn Kirchenfeinde, Staatsverdrossene,

Philantropen waren nirgends gefragt, schon gar nicht in der Neuen Welt. Und so gab auch Penns Enkel, Gouverneur John Penn, 1764 das Signal zur wahllosen Tötung der Rothäute, zum Rassenkampf, und setzte auf jeden roten Skalp, gleich ob von Männern oder Frauen, eine hohe Belohnung aus.

Nicht wenige Deutsche wanderten später nach Pennsylvania ein, darunter viele Herrnhuter, auch »Böhmische Brüder« genannt, Mennoniten, wie der Franke Franz Pastorius aus Sommerhausen, der 1683 Germantown gründet und 1688 den ersten Protest gegen die Sklaverei publiziert. Diese Deutsch-Pennsylvanier schufen auch ein neues Herrnhut, ein Gnadenhut folgte, ein Bethlehem, ein Nazareth am Susquehanna. Die Deutsch-Pennsylvanier kultivierten die Innerlichkeit, pietistische Züge, pflegten die Musik von Schütz, Händel, Bach – und entwickelten die Kentucky-Büchse, mit der man schneller, weiter und genauer schoss, ein trefflicher Schutz »gegen Verbrecher und Indianer«, schreibt Victor W. von Hagen. »Eine Kentucky-Büchse, eine Axt und ein oder zwei Pferde genügten damals, um in der Wildnis des jungen Kontinents ein neues Leben zu beginnen« – neben Jesus Christus, Händel und Bach.

Brandmarkung der Handteller, Abschneiden der Ohren

Gegen die Quäker gingen die Puritaner mit allen Mitteln vor.

William Penn war noch gar nicht gelandet, da schrieb einer der führenden Pfaffen, Cotton Mather, »dem ehrwürdigen und geliebten Mr. John Higginson«: »Es ist jetzt ein Schiff auf See, genannt Welcome, das hundert oder mehr von den verderblichen Ketzern, die man Quäker nennt, an Bord hat, mit W. Penn, der der Oberlump ist, an der Spitze. Der Höchste Gerichtshof hat deshalb dem Meister Malachi Huscott von der Brigg Porpoise feierlichen Befehl erteilt, genannter Welcome möglichst nahe bei Cap Code geschickt den Weg zu verlegen und genannten Penn mitsamt seiner gottlosen Anhängerschaft gefangen zu nehmen, auf dass der Herr verherrlicht werde und nicht verspottet auf dem Boden dieses neuen Landes durch den Götzendienst dieser Menschen. Großer Ertrag wird zu ziehen sein aus dem Verkauf der ganzen Bande nach Barbados, wo Sklaven in Rum und Zucker gut bezahlt werden. So werden wir nicht nur dem Herrn einen großen Dienst erweisen, sondern auch seinem Statthalter und Volk großen Nutzen schaffen. Im Herzen Christi der Deine COTTON MATHER«.

Ja, noch eher will man die Papisten gelten lassen.

Im Neuen Zion wurden Quäker scharf gepeitscht und ihre Schriften verbrannt. In Massachusetts sollen männliche Quäker sogar durch Brandmarkung der Handteller und Abschneiden der Ohren an die wahre Religion erinnert

werden, während man für weibliche Quäker das Durchbohren der Zunge mit glühendem Metall vorsieht. William Blend hängt 16 Stunden lang mit den Fersen am Nacken im Eisen, worauf man sein Fleisch durch 97 Peitschenhiebe »in Gallerte« verwandelt. Quäkerkinder werden gelegentlich als Sklaven verkauft. Ein gesegnetes Christentum.

Die Neuengland-Konföderation, der erste Versuch zu einer Organisation der späteren Vereinigten Staaten, befiehlt im Herbst 1658 die Vertreibung der Quäker und droht jedem, der zurückkehrt, die Todesstrafe an. Um aber der »ganzen« Wahrheit die Ehre zu geben, sei auch der Bittschrift jener immerhin 25 Pastoren gedacht, die die Todesstrafe schon beim ersten Betreten der Kolonie verlangt. Das superpuritanische Boston, das die Quäker im Sommer 1656 gleich bei ihrer Ankunft einkerkert oder vertreibt, hängt männliche und weibliche Quäker – am 1. Juni 1660 die Quäkerin Mary Dyer – auch an den Galgen. Und als Justiz und Volk einlenken wollen, tobt der Klerus in wütenden Predigten dagegen.

»Was ist unbarmherziger«, sagt Paracelsus, »armen Leuten als die Geistlichkeit?«

Die Puritaner waren so intolerant wie alles, was sie in ihrer Heimat zurückgelassen. Kein Wunder, dass auch der Hexenwahn noch in ihren Köpfen spukte, dass sie auch »Hexen« in der Neuen Welt jagten und liquidierten wie in der Alten.

Der Terror bricht 1644 aus, als Neuengland die Pest heimsucht. Offensichtlich kennt man den teuflischen Zusam-

menhang von Seuchen und Hexen aus der europäischen Schule und knüpft die erste »Hexe« in Hartford/Connecticut auf. Eine weitere Teufelsbraut, Alsa Young, kommt in Windsor/Connecticut an den Galgen. Viele andere folgen, Greisinnen und kleine Kinder, alles wie im christlichen Abendland.

Doch was tun? Wie dort, trieb Satan auch hier sein frevelhaftes Spiel. Er war, wie überall, allgegenwärtiger als Gott, verkrampfte die Glieder, zauberte Schaum aus dem Mund, gekrümmte Zungen, er biss, kniff, kratzte die Weiber, versetzte sie in Zuckungen, begeilte sich und sprang ins Bett zu ihnen.

Cotton Mather, der schon genannte fromme Puritanerhirte, hatte auch den Teufelsglauben angeheizt und war verantwortlich beteiligt an den Hexenprozessen von Salem Village, einem kleinen Dorf nahe Kap Ann, wo man 19 Männer und Frauen hängt, auch ein vier- bis sechsjähriges Mädchen im Kerker an die Kette legt. Sicher ist sicher. Empfohl doch der gesamte Klerus von Boston ein ungesäumtes Einschreiten gegen die Werkzeuge Satans, wie überhaupt die neuenglische Geistlichkeit den Hexenwahn möglichst zu verbreiten strebte.

Toleranz war nicht gefragt – doch man propagierte sie. Gegenüber den Indianern aber war von Toleranz nicht einmal die Rede.

*Geschichtsschreibung –
als habe Hollywood Regie geführt*

Gewiss gab es auch Gutmeinende, einen beinah humanen Anfang, eine Zeit, in der die Weißen, die Christen, wohl samt und sonders krepirt, verhungert wären, hätten die roten Teufel sie nicht gerettet. Gewiss gab es auch solche – und, Gott, wie gut mögen sie sich vorgekommen sein! –, die von den ungläubigen Heiden Land kauften, für einen Bettel, einen Kessel etwa, wertlose Sachen, für Tand und Flitter, einen allenfalls symbolischen Preis.

Gewöhnlich aber »kaufte« man nicht, sondern nahm einfach, das beste Land, die besten Jagdgründe, die besten Hölzer, Wälder – und empörte sich dann, begingen »die Eingeborenen Unverschämtheiten und Übergriffe gegen die Plantagen der Engländer ...«

Denn mit ihrer wachsenden Zahl und ihren spektakulären »Erfolgen« wurden die Räuber immer selbstbewußter, dreister, und so kam es, nach einer relativ friedlichen Frühphase, überall zu offenen Feindseligkeiten, »meistens provoziert von den Europäern, die, sobald sie sich stark genug fühlten, einen ›Treuebruch‹ oder eine Regung des Widerstandes vonseiten der Indianer zum Vorwand nahmen, um loszuschlagen« (Urs Bitterli). Um allmählich alles umzulegen und auszumorden, was ihnen entgegentrat, ihnen hinderlich schien.

Bis gegen Ende des 20. Jahrhunderts aber herrscht in den USA, doch auch in Europa, ein Geschichtsbild von dieser

Besiedlung vor, das zum tatsächlichen Vorgang in einem schreienden Widerspruch steht – ein so edel heroisches Bild, eine derart verheuchelte Selbstglorifizierung, als habe Hollywood dabei Regie geführt. (Und das hat es ja auch.)

Scheint der Yankee doch überhaupt zum Selbstbelügen noch mehr befähigt als der Rest der Welt. Seit eh und je und noch immer. Als beispielsweise 1990 im reichen Santa Barbara, Kalifornien, infolge Wassermangels der Rasen verdorrte, verschönten ihn Bürger, indem sie das dürre Gras mit Farbe bespritzten, schön grün – Hauptsache: das Bild stimmt. Der Schein!

Der Schein musste natürlich erst recht für die Anfänge stimmen, die Basis des Ganzen, die »Landnahme«. Also war alles ein gottgesegnetes Werk, eine Tat der Gotteskinder. Alles geschah mit dem besten Gewissen, im besten Glauben, ein bisschen vierschrötig vielleicht, etwas zu draufgängerisch mitunter, derb, aber im Herzen doch rechtschaffen stets, fromm.

Eigneten sich diese Puritaner fremden Boden an? Boden, der seit je anderen Söhnen Adams gehörte? Oh nein. Die Räuber taten, als habe Gott ihnen das Land der Väter gegeben als rechtmäßigen Besitz. Ja, sie schienen das zu glauben. Gottes Volk, so suggerierten sie mit dem hochwürdigen John White, der im englischen Mutterland die Kolonisierung der Neuen Welt durch Christen propagierte, Gottes Volk habe die gleichen Rechte wie Abraham, der die Seinen inmitten der Sodomiten ansiedelte. Auch hatte die gütige Vorsehung selbst die »Wilden« durch eine wunder-

tätige Pest vernichtet und den Rechtgläubigen derart den Weg bereitet ...

Nein, nicht Raub und Mord: Befriedung! Zivilisierung! Christianisierung! Denn sie hatten immer hehre Worte für ihr abscheuliches Tun. Und noch heute geistern dort – und nicht nur dort – die raubenden und mordenden »pioneers«, die »settlers«, heroisiert und idealisiert, Tag für Tag über die Mattscheiben. Ja, arm und glücklich befriedete, zivi- lisierte, christianisierte man die »Wilden« und die Wildnis. Und so entstand ein ganz anderer, ein besserer Mensch, »ein neues Geschöpf«. Kurz, eine Geschichtsschreibung à la Hollywood-Kitsch. Oder eine im Stil jenes Christen aus Massachusetts, der nach der Massakrierung von 500 India- nern bekannte: »Wir hatten für unser Tun die Erleuchtung des lebendigen Gotteswortes«.

»Rechte mit der Flinte«

Die Invasoren waren aggressiv und sendungsbewusst. Be- sitzger und Religion, Expansionstrieb und Welterlösungs- visionen saßen in ihren Köpfen von früh an fest. Als Pionie- re, Siedler, Händler waren sie scharf auf Boden, Geld, Gold, Einfluss, Macht. Als Christen waren sie gut und fromm und wollten nur das Beste – für sich natürlich. Sie waren extrem selbstgerecht und sichtbarlich von Gott gesegnet. Die USA wurden das Land der »Freien und Gleichen«, in- dem die Eindringlinge die Ureinwohner, die rechtmäßigen

Besitzer – die sie Ende des 18. Jahrhunderts »Ausländer« nannten! – blutig-brutal unterdrückt, vertrieben, ermordet und die Schwarzen – die, wie man damals sagte, »anderen Personen« – versklavt haben.

Die ersten Neger wurden bereits 1619 importiert. Das Elend des Transports bei dieser »christlichen Seefahrt« darf man sich nicht einmal vorstellen! Doch allmählich begann das Geschäft mit dem, was übrig blieb, zu blühen. Die Afrikaner schufteten für die weißen Masters. Und galt der Indianer sozusagen als wildes Tier, wurde der Schwarze ein domestiziertes, eine Art Haustier. Im späten 18. Jahrhundert trafen auf gut drei Millionen Weiße in USA bereits 700 000 Schwarze. Und so kommen zu Millionen massakrierten Indianern noch wenigstens – für Gesamtamerika – 50 bis 60 Millionen Schwarze, die dem Sklavenhandel erlagen.

Auf diesen beiden Ruhmestaten, auf der fast vollständigen Vernichtung der Indianer und der über noch mehr Millionen Leichen gehenden Ausbeutung der Schwarzen, beruht dieser stolze Staat, auf einem mörderischen Raubzug, lauter Blut und Leichen und lauter fremdem Besitz. Denn auf gigantischen Landdiebstahl, Raubbau, Betrug läuft das Ganze hinaus. Auf das, was der US-Theologe Reinhold Niebuhr »das räuberische Selbstinteresse« des Kapitalismus nennt. Dabei spielte es sich ganz schlicht und selbstverständlich ab; nach dem US-Historiker Joe Frantz einfach derart, »dass man nahm, was zu nehmen war«. Rangierte doch der Indianer für den weißen Edelmenschen »irgendwo unterhalb des Hundes«. Es war eine Landnahme wie einst

die israelitische in der Bibel (und die im 20. Jahrhundert, die man schon deshalb mit so viel Einfühlung, Verständnis stützt). Nur unvergleichlich grandioser war sie; doch ganz genauso gut, genauso gottgewollt. Es war, so US-Historiker David Brian Davis, »eine einzige Vergewaltigung nach dem Grundsatz: Alles ist erlaubt«. Es war, so US-Historiker Donald Worster, »eine Katastrophe in Weltformat«.

Die Invasoren hatten keinerlei Skrupel, die Einheimischen abzuschlachten, auszumorden, Männer, Frauen, Kinder. Und alles – in Gottes Namen. Das macht bekanntlich (zugegeben: auf der ganzen Welt) die Gewissen noch reiner! Man führte einen 350jährigen Kampf. Und selbst nach der definitiven Regelung des Raubes, der so genannten Hoheitsfrage – wirklich, ein schönes Wort dafür –, ging der Kampf weiter.

Und wie er von Gott gesegnet war und seinen Dienern, so selbstverständlich auch von der profaneren Obrigkeit.

Schon der zweite US-Präsident, John Adams, schrieb 1812: »Wir sehen kaum einen Indianer mehr im Jahr ... Noch ein Sieg, und er wird sie für immer zum Schweigen bringen (*quiet them for ever*). Das wird ein großer Segen sein für sie und uns«. Ein Sieg ist immer ein Segen für die Besiegten, wenn die Sieger Amerikaner sind ...

Adams richtete seinen Brief 1812 an Thomas Jefferson, den dritten Präsidenten der USA, Jefferson war »Indianerfreund«. Wirklich hatte er versichert: »Ihr könnt euch stets auf den Rat und die Hilfe der Vereinigten Staaten verlassen«. »Ihr Land und ihr Eigentum soll ihnen niemals genommen

werden ...« Doch das Wort eines US-Präsidenten ist – mehr noch als das aller anderen – Schall und Rauch, schnurz und piepe. Denn bald waren die Indianer »die wilden Tiere« für Jefferson, und er drohte: »Wir werden gezwungen sein, sie wie die Tiere aus den Wäldern in die Felsengebirge zu treiben«. Und: »Nichts wird diese Unglücklichen so dezimieren wie der Krieg, der in ihr Land getragen wird. Aber der Krieg wird dort nicht Halt machen. Er wird nie aufhören, sie zu verfolgen, solange noch einer von ihnen übrig ist, diessseits des Mississippi«.

1825 erklärte Staatssekretär Clay: »Ihre Auslöschung ist unvermeidlich und kein großer Verlust«. »Schießen, wenn sie auf Schussnähe herankommen!«, galt lange Zeit als Faustregel an der Grenze. Kurz, weithin waren die amerikanischen Militärs, die Politiker, die Beamten für Ausrottung oder doch rücksichtslose Unterdrückung der roten Rasse. Und selbstverständlich waren es auch alle, die Gewinnsucht und Habgier, »greed and avarice«, immer weiter vorwärts trieben, bis sie faktisch alles besaßen und die ursprünglichen Besitzer faktisch nichts mehr. Und dies Land will der Welt Freiheit bringen, Demokratie! Will sie Moral lehren, Recht! Will »die Ketten zerbrechen«, sie »glücklicher« machen, »retten«, »bis alle Menschen vom Hunger befreit und gegen Krankheit geschützt sind«! Will ausgerechnet gar die Kluft zwischen weißen und farbigen Rassen restlos beseitigen – ja, was haben ihre Präsidenten uns nicht schon vorgelogen! Als ließe ihre ganze Geschichte, von Anbeginn bis heute, auch nur den leisesten Zweifel

daran, dass sie jedes Volk, egal welches, vernichten werden wie die Indianer, wenn es ihnen ernsthaft im Weg steht und auch vernichtet werden kann.

Die Zahl der indianischen Bevölkerung vor Invasion der Weißen ist sehr umstritten. Die Angaben schwanken zwischen wenigen Hunderttausend und vielen Millionen. Nach eher vorherrschender Ansicht der Gelehrten aber lebten zu Anfang des 17. Jahrhunderts, also bei Beginn des mörderischen Raubzugs an der Ostküste Nordamerikas, etwa acht Millionen Menschen. Nach Abschluss der gloriösen »Landnahme« lebten nur noch 350 000. Eine genaue Zahl sichert die Volkszählung von 1901: 270 000 Indianer. Dies die große Pioniertat! Anders gesagt: der »rugged individualism«, das »big killing«.

Der allergrößte Teil der Indianer, dies ist unbestritten, fiel den Nordamerikanern zum Opfer; entweder direkt, durch Massaker, Abschachtung, oder indirekt, durch Hunger, Elend, Epidemien. Und gab es auch immer wieder Offiziere, Beamte, Geistliche, die sich für die Indianer engagierten, die Masse des Militärs, des Klerus, der Beamten, die Regierung, das Volk war gegen sie. Und die heutigen Indianer haben wohl recht, von einem gewollten Rassenmord zu sprechen. Ein Großteil der amerikanischen Intelligenz, der Gelehrtenwelt, sieht das nun ähnlich; erklärt es als »Ausrottung« der Indianer, als »Vernichtung«, »Menschenjagd« (man-hunt), »Genocid«. – »Lange vor Vietnam taten wir das gleiche mit den Indianern« (Stan Steiner).

Und nicht nur einmal wurde dies Blutbad mit der Juden-

beseitigung Hitlers verglichen. Ermordeten die Amerikaner ebenso viele Indianer? Oder mehr? Und wenn es weniger waren – ihnen ermangelte noch Hitlers Technik.

Ich erinnere mich auch nicht, je gelesen zu haben, dass die faschistischen Banditen den Juden massenhaft Bäuche aufschlitzten, Augen austachen, die Genitalien, die Brüste abschnitten (die erzkatholischen Kroaten des Pavelić ausgenommen, schlimmere Galgenvögel als die SS!). Die Nordamerikaner aber taten dies hundertweise den Indianern an. Fest steht auch: selbst auf dem Gipfel seiner Verbrechen hatte Hitler nicht annähernd so viel Land geraubt wie die Angloamerikaner in der Neuen Welt. Hitler konnte nicht mehr rauben? Gewiss. Und die Amerikaner konnten eben. Darum geht es ja.

Über Hitler klärten uns – das hat viel Geld gekostet – die Amerikaner auf. Nicht ganz, natürlich. Sie verschwiegen, dass sie selbst ihn finanzierten. Großzügig, sehr großzügig: seine Wahlen, seine Rüstung – und (damit auch) seinen Antisemitismus! Doch dazu werden sie noch lange schweigen. Auch ihre Indianervertilgung (die Quelle ihres Reichtums und ihrer Armut!) übergehen ihre Zeitungen, ihre Schulbücher noch im 20. Jahrhundert meist. Und in den Fernseh-, den Filmprogrammen figuriert der Indianer noch immer als der rote Teufel, der »bad guy«, der nur Heimtücke und Kriegsgeschrei kennt, nur Brandfackel und Skalpmesser, Tomahawk und Tortur.

Rühmt doch auch der US-Informationdienst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch: »Das waren

handfeste Grenzer, die sich Land nahmen, wo es ihnen gefiel, und ihre Rechte (!) mit der Flinte – und mit endlosen Bibelsprüchen – verteidigten ...« Rühmt der US-Informationsdienst doch die »Kraftquelle von unschätzbarem Wert«. Rühmt er doch »scharfe Augen und zuverlässige Flinten ... So musste ein zupackender selbstsicherer Menschenschlag heranwachsen, der Wege durch die Wildnis zu bahnen ... lernte.« Rühmt er doch: »Sie glaubten an wahre Volksvertretung, Religion und Bildung und stellten die Vorhut der Zivilisation im Kampf gegen die weiter und weiter zurückgedrängte Wildnis dar.«

2. KAPITEL

»... Die Vorhut der Zivilisation« oder »Root out the Indians!«

Nicht einmal die katholischen Hispanier vernichteten die Eingeborenen so radikal, so nahezu gänzlich wie die protestantischen Briten. Nicht in Lateinamerika, wo Spanier und Portugiesen oft schon in verhältnismäßig kurzer Zeit Millionen um Millionen Indianer killten, ging die rote Rasse unter, sondern in der anglo-amerikanischen Welt.

Nicht zufällig sind die Briten bei den Indianern bald besonders verhasst. Sie waren am hochnäsigen, verschlagensten und, zumal im Vergleich mit den Franzosen, extrem habgierig. Und hatten die Franzosen nie förmliche Gebietsabtretungen gefordert, traten die Engländer von vornherein als Eigentümer auf. Für sie waren die Indianer einfach nicht wert zu überleben, war der Indianer, »jeder Indianer, ein Tier, das getötet werden musste« (Raymond Cartier).

In London ebenso wie in Virginia riefen maßgebliche Stimmen zur Abschachtung, Ausrottung auf. Erklärten: »ein Volk, das so verflucht, eine Nation, die so undankbar und aller Güte unfähig sei, aus ihrem Dasein auszurotten«. Verlangten: »Nehmt scharfe Rache an den blutigen Bösewichtern, tut ihnen, was sie tun wollten (!) – rottet sie aus,

dass sie nicht länger ein Volk auf dieser Erde sind!« Ein damals geradezu geflügelter Satz besagte: »Die Knochen der Indianer müssen den Boden düngen, ehe der Pflug der Weißen ihn öffnen kann.« Und zwecks Förderung des frommen Werkes sahen sie die, die sie beraubten, beseitigten, als Untermenschen, als »Wilde«, als Tiere an. »Der Indianer hat nicht mehr Seele als ein Büffel«, hieß ein weiteres, viel gebrauchtes Wort. Folglich konnte er auch wie der Büffel gejagt und abgemurkst werden. Und dies wiederum gemäß dem Grundsatz: »Only a dead Indian is a good Indian.«

Ihre Religion, ihr Klerus kamen den Weißen dabei entgegen. Seit neutestamentlicher Zeit hatte man alles, was dem eigenen Drang im Weg stand, mit Gift und Galle überschüttet, mit jedem Geifer. Seit dem 4. Jahrhundert hatte Kriege keiner mehr geschürt als die Klerisei. Und so heizten auch jetzt gerade Geistliche die Menschenjagd an, waren es Kreaturen wie Cotton Mather oder William Hubbard, die ihre Schlachtopfer, die »barbarischen, ungläubigen Indianer«, »Auswurf der Menschheit« schimpften, »Unrat und Bodensatz«, »Ungeheuer ohne Glauben« und ihre Religion »reinen Teufelskult«. Ergo wurden diese »children of the devil«, wenn sie am Sonntag schafften, wenn sie jagten, fischten, ob Christ oder nicht, ausgepeitscht. Und betrunkene Indianer hatten zwölf Tage Zwangsarbeit zu leisten, sechs Tage davon zum Nutzen der Denunzianten.

Doch dies waren noch die geringsten Sanktionen.

Das Wasser, die Erde, die Tiere, jedwedes wurde versilbert, in Münze umgesetzt. Allem voran aber der Wald. Ihn ruinierten sie zuerst, dann den Boden, das Büffelgras, und »nach einem Jahrhundert«, schreibt der Historiker Carter, »war ein Drittel des reichen Mutterbodens ins Meer gespült ...« In den Great Plains, jenem über zehn Bundesstaaten sich erstreckenden Gebiet, kannten die Indianer einst 70 verschiedene Grasarten, nun wachsen dort noch drei.

Der »grüne Gott« also wurde gefällt, der Boden krank geplündert, erschöpft. Und die Tiere, ganze Gattungen von Tieren, wurden vernichtet, im Nordosten allein 60 Millionen Biber schon in kurzer Zeit. Und zweihundert Jahre hatten die Indianer sich von Büffelherden, riesigen Büffelherden ernährt, ihrer Hauptnahrung. Doch schon 1883 lebten von einst 13 Millionen Büffeln nur wenige Hundert. Und noch Jahre bevor das 19. Säkulum zu Ende ging, 1885, war der letzte Büffel getötet, war alles restlos zusammengeknallt – ein Triumph des Repetiergewehres – Weidmannsheil! Ein Jäger sah die toten Tiere so dicht die Prärie bedecken, dass er kaum den Boden erblickte. »Ein Mann hätte 20 Meilen auf ihren Kadavern wandeln können!«

Mit der stetig steigenden Zahl der Invasoren aber, mit ihrer immer weiteren Expansion, nimmt auch die Auseinandersetzung immer schärfere Formen an. Die Indianer wehren sich verzweifelt, werden aber im Laufe des 18., des 19. Jahrhunderts fort und fort dezimiert, zurückgedrängt und sind an der Schwelle des 20. Jahrhunderts so gut wie verschwunden.

preist »die mächtige Lust zur Schlacht« und den »Wolf« im Herzen der Schlächter.

Noch im 20. Jahrhundert bekennt Präsident Theodore Roosevelt – Vorbild und Lieblingspräsident seiner Nachfolger Reagan und Bush –: »Ich gehe nicht so weit zu denken, dass nur tote Indianer gute Indianer sind, aber ich glaube, dass das für neun von zehn Indianern gilt, und was den zehnten angeht, so will ich den Fall nicht näher untersuchen. Jedenfalls hat der böartigste Cowboy mehr moralische Prinzipien als der durchschnittliche Indianer.«

Noch im 20. Jahrhundert tritt Präsident Theodore Roosevelt für die Entrechtung der Indianer ein mit dem Satz: »Unser großes Land ist kein Tierschutzgebiet für schmutzige Wilde.« Und das Töten von Indianern erscheint diesem Präsidenten um »nur ein paar Grad weniger bedeutungslos als das von wilden Tieren«!

Wer so denkt und spricht, zumal öffentlich, gar an der Spitze einer Nation, ist Gangster; doch keiner natürlich der kleinen, alltäglichen Art, die solche Vergleiche vielmehr schwer kompromittiert – so wie man, recht verstanden, Schweine oder Hunde beleidigt, beschimpft man mit ihren Namen gewisse Menschen.

unbeglichener Rechnungen und Streichung der Pension ganz undiszipliniert protestierten, in die Schranken verwiesen, auch dabei selbstverständlich bloß auf den Vorteil des schwachen Staatssäckels bedacht – während er selbst, George Washington, ein so guter Spesenmacher war, dass er, wie errechnet wurde, sich für 160 000 tatsächlich ausgegebene Dollar immerhin 414 000 Dollar geben ließ – ein Beispiel, das nicht nur in US-Regierungskreisen fort und fort wirkt.

Das größte aller Verdienste von Präsident Washington aber war es wohl, das Verlangen des amerikanischen Volkes, die französische Revolution zu unterstützen, mit aller Festigkeit zurückzuweisen. Denn hatte Frankreich auch entscheidend die amerikanische Revolution unterstützt, hieß dies noch lange nicht, Amerika werde auch die französische Revolution unterstützen, mit der, wenigstens zunächst, fast alle Amerikaner sympathisierten. (Das Volk regiert!)

Hatte doch selbst das so rückständige Mutterland die Sklaverei 1833 im ganzen britischen Empire verboten, zu einer Zeit, als sie US-Präsidenten noch jahrzehntelang verteidigt haben! Jetzt debattierte man darüber manchmal derart hitzig, dass selbst im Repräsentantenhaus Schlägereien nicht mehr selten waren. Gewalt bildete nun einmal ihr beliebtestes Verständigungs- oder Auseinandersetzungsmittel, innerstaatlich und weit darüber hinaus. Gewalt »bildete« die Nordamerikaner recht eigentlich, das heißt, sie machte sie zu dem, was sie sind – stets im Verein natürlich mit ihrer frommen Heuchelei. Doch im so genannten Sezessionskrieg, wo gerade die Gewalt unter ihnen selbst kulminierte wie niemals zuvor oder – bisher – danach, spielte die Sklavenfrage keine große Rolle, mag sie zunächst auch viel deutlicher sichtbar geworden sein als das allein entscheidende Motiv: der Unterschied zwischen dem industriewirtschaftlichen »Fortschritt« und der agrarwirtschaftlichen »Tradition«.

Mitteilung, an sich schon gewichtig genug, ist darüber hinaus bemerkenswert. Unterstellt sie doch ein Interesse der (amerikanischen) Öffentlichkeit an der Vertuschung fataler politischer Tatbestände. Aber welches Interesse sollte die (amerikanische) Öffentlichkeit daran haben, dass ein hochverräterischer Minister, vermutlich der Präsidentenmörder, unentlarvt bleibt? Die Öffentlichkeit kann daran doch schwerlich interessiert sein, viel eher schon die amerikanische Führung. Und um von der eigenen Schande abzulenken, setzte sie seinerzeit auf den Kopf des Südstaatenpräsidenten Davis einen Kopfpfeis von hunderttausend Dollar wegen Mittäterschaft an der Ermordung Lincolns!

Es ist schwer, Geschichte nicht als Satire zu schreiben.

Im Übrigen geht es im Norden aufwärts. Der Süden freilich, der Verlierer, lebt noch Jahrzehnte im Elend, wie das »befreite« schwarze Volk Amerikas bis heute – auch wenn man am 9. April 1866 allen in den USA Geborenen, somit auch den Schwarzen, das Bürgerrecht gewährt; aber noch immer nicht, nicht einmal auf dem Papier, den Indianern.

Steel Corporation, sich die Tennessee Coal and Iron Co. einzuverleiben, und verspricht, kein Antitrust-Verfahren einzuleiten. Und Taft vertritt gar die Auffassung, dass der Präsident nicht für die öffentliche Wohlfahrt verantwortlich sei.

Das Monopolkapital ist eben stärker, die Zusammenschlüsse großer Industrieunternehmen dauern an, neue Giganten der Wirtschaft kommen hinzu: 1899 die United Fruit Company, die den Einfluss Nordamerikas auf Südamerika ausdehnt und noch eine große Rolle spielen wird. 1901 fusionieren die Carnegie Company, mehrere Eisenbahnlinien und Bergwerke mit einem Kapital von mehr als 1 Milliarde Dollar – damals der größte industrielle Zusammenschluss. 1903 wird die Ford Motor Company gegründet, die um 1909 bereits jährlich 19 000 Autos produziert (zum Stückpreis von 850,50 Dollar; 1926 kostet dasselbe Modell, das einzige, das Ford herstellt, sogar nur 310 Dollar). 1904 entsteht in New Jersey die Bethlehem Steel Corporation (an der dann wieder der Vatikan stark beteiligt ist). 1912 errichtet William Randolph Hearst sein Zeitungsimperium, zu dem zwei Jahrzehnte später 30 Zeitungen, 6 Zeitschriften, eine Wochenschau u. a. gehören.

Das Ausgreifen des Großkapitals aber rief fast zwangsläufig auch außenpolitisch den Expansionismus hervor.

erkennung eines Regimes bewusst dessen oppositionelle Kräfte ermutigt, sondern er befiehlt auch selbst blutige Interventionen: auf Kuba, Haiti, in der Dominikanischen Republik und – die weitaus schrecklichste, folgenreichste – in Europa durch die Kriegserklärung an Deutschland am 6. April 1917.

Friedensnobelpreis 1920!

Gerade weil Europa freilich seit vielen Jahren auf das bis dahin blutigste Inferno der Geschichte zugetrieben und dann darin versunken war, konnten die USA umso ungenierter in Lateinamerika operieren. Gleichzeitig verfolgten sie natürlich auch das ungeheure Schlachten jenseits des Atlantik, das sie selber bald als Kampf für Demokratie und dauerhaften Frieden propagieren sollten, während es ihnen im Grunde um wenig mehr ging als um ein einzigartiges Geschäft.

rikanischen Riesenarmee auf dem europäischen Kriegsschauplatz die Mittelmächte in den Untergang riss. Aber auch die Briten wurden dadurch um ihre weltpolitische Führungsrolle gebracht. So wird verständlich, warum 1936 Winston Churchill dem *New York Enquirer* schrieb: »Amerikas Kriegseintritt 1917 war ein unseliger Schritt. Wäret Ihr zu Hause geblieben und Euren eigenen Geschäften nachgegangen, dann hätten wir im Frühjahr 1917 mit den Zentralmächten Frieden geschlossen«.

Damals aber feierte England Dankgottesdienste.

und Bolschewismus erwartete, was ohne Krieg nicht möglich war. Und ganz ähnlich wie Morgan legte schon in den späteren zwanziger Jahren die Dillon-Bank, Read & Co. Anleihen für italienische Kommunen auf.

Und selbstverständlich operierten beide Banken auch in Deutschland. So kabelte der amerikanische Botschafter in Berlin, Dodd, am 27. Januar 1937 seiner Regierung: »Informationen, die mir in letzter Zeit zugegangen sind, besagen, dass amerikanische Banken erwägen, Italien und Deutschland neue Kredite und Anleihen zu geben, obgleich die Kriegsindustrie dieser beiden Länder bereits groß genug ist, um den Frieden der Welt zu bedrohen.«

All dies erwies sich als richtig. Amerikanische Banken, darunter besonders Morgan und Dillon, Read, hofften seinerzeit auf einen Krieg Hitlers gegen Russland und waren bereit, ihn dafür zu finanzieren.

Im selben Jahr, in dem der deutsche »Führer« sein Terrorregiment antrat, begann jenseits des Ozeans, nur wenige Wochen darauf, F. D. Roosevelt sein Amt anzutreten; beide regierten zwölf Jahre, und im selben Jahr, im selben Monat, starben sie.

Verluste – Verluste?! Bei solchen Geschäften verliert man nicht!

Tote ... ? Nun ja, wenn man schon daran erinnern, wenn man, taktlos genug, die Toten schon nicht ruhen lassen will: 322 000. Alles in allem erträglich doch, erträglich. Im wahrsten Sinn des Wortes: hoch erträglich. Und, unter uns: ein Klacks doch bloß bei einem Staat, der nach dem Zensus von 1940 immerhin 131 669 275, nach dem von 1950 schon 150 697 361 Einwohner hatte, 14% Zuwachs. Also ... Und überdies: auf 1 toten Amerikaner kamen 10 tote deutsche Soldaten! Und auf 1 toten Amerikaner 50 tote Russen! Ehrlich, konnte man sich da nicht die Hände reiben und schon an den nächsten (Welt-)Krieg denken?

Wer rastet, der rostet.

aggressiveness) – übrigens zwei Monate vor Beginn des Korea-Kriegs. Ja, das NSC 68 fordert nicht nur »kühne Angriffsfreudigkeit«, sondern erkennt auch die militärische Überlegenheit der Russen in sämtlichen Waffen, außer Atomwaffen, an.

Warum aber, wenn sie aggressiv waren, nützten das die Russen nicht aus? Wegen der atomaren Überlegenheit der Amerikaner? Doch die Amerikaner besaßen nach dem Krieg gar keine Atombomben mehr, wenn auch offizielle Persönlichkeiten mit »Dutzenden und Dutzenden« von solchen Bomben Russland und die Welt blufften, so dass nicht wenige Nationen angesichts dieser Macht und der Legende von der »russischen Gefahr« das atlantische Bündnis mit den USA eingingen. Dabei piffen es dort bald die Spatzen von den Dächern, und natürlich wussten dies auch die Russen: Amerika hatte nur drei Atombomben besessen, zwei wurden über Japan abgeworfen, das größte Kriegsverbrechen der bisherigen Geschichte, die dritte verschwand spurlos mit einem Kriegsschiff auf der Fahrt nach der Insel Tinian im Pazifik. Erst im Lauf des Jahres 1948 kamen die Amerikaner in den Besitz weiterer Nuklearwaffen. Doch zu ihrer Bestürzung zündeten die Russen 1949, fünf Monate nach Gründung der NATO, ebenfalls eine (selbst von US-Experten noch nicht erwartete) Atombombe, worauf ein gesteigertes Wettrüsten begann, das der Korea-Krieg noch angefacht hat.

Vor diesem Schicksal haben die Schüsse von Dallas John
F. Kennedy bewahrt.

ganzen grauenhaften Geschichte – schon der Name bedeutet Unglück, vielleicht noch am wenigsten für uns Menschen – nichts mehr da sein wird als Einsamkeit, als Wind, darunter nichts als Sauerampfer oder Macchia, als Gras.

Nachbemerkung

Vielen Autoren, Wissenschaftlern und Publizisten bin ich durch dieses Buch verpflichtet – zu vielen, um sie hier zu nennen. Besonders hilfreich aber waren mir u. a. die einschlägigen Arbeiten von E. Angermann, S. v. Nostitz, L.L.Matthias, A. Maurois, H. Scholl, G. Schomaekers, R. Winter.

Herzlich danke ich auch Hedwig Schaaf für das Schreiben des Manuskripts sowie Bärbel Deschner, Prof. Dr. Milan Petrovic und Gabriele Röwer für das Korrekturlesen.
